Österreichisch-Ungarische Revue

Monatsschrift

für die gesamten Kulturinteressen der österreichisch-ungarischen Monarchie

Manzsche k. u. k. Hof-Verlags- und Universitäts-Buchhandlung
Wien, I., Kohlmarkt Nr. 20

33. Band 1905

4./5. Heft

Dichtkunst.

1. Vertrag zu Verdun. Von Franz Kranewitter, Innsbruck. — 2. Eislauf. — 3. Alte Briefe. Von Franz Himmelbauer, Wien. — 4. In der Sommernacht. Von Anton Renk, Innsbruck. — 5. D' Muattaliab. — 6. A Bitt. Von Hans Fraungruber, Wien. — 7. Legende von der Nachtigall. Von Abigail H. Horák. Übersetzt von Paula Sokota, Prag.

Rundschau.

1. Weltpolitik. — 2. Zu beiden Seiten der Leitha. — 3. Theater. Von Albert Leitich. — 4. Musik. Von R. S. — 5. Besprechungen und Notizen: Dr. Albr. Wirth, Geschichte Asiens und Osteuropas. Von W. Götz. — Dr. Adolf Harpf, Morgen- und Abendland. Vergleichende Kultur- und Rassenstudien. Von Karl Huffnagl.

Die politische Weltlage am Anfang des XX. Jahrhunderts.

Von Reichsratsabgeordneten **Josef Popowski**, Krakau.

Im Jahre 1895 veröffentlichte ich die Schrift: „Zur politischen Lage Europas am Ausgange des XIX. Jahrhunderts“. Obwohl seither kaum zehn Jahre verflossen sind, wäre es schwer auch jetzt noch von Europa allein zu sprechen, weil die Weltereignisse, von denen der Gang der europäischen Geschichte abhängig ist, sich größtenteils schon außerhalb Europas abspielen und die Entwicklung der Eisenbahnen, insbesondere in Asien und Afrika, die Weltteile näher aneinandergebracht, ihre Interessen enger aneinandergeknüpft hat. Man ist deshalb gegenwärtig gezwungen, die Interessen der Welt und nicht der Weltteile zu betrachten.

Und in der Tat, die Ereignisse, die im jüngsten Jahrzehnt Einfluß auf die Weltlage geübt haben, sind der spanisch-amerikanische Krieg um den Besitz von Kuba und den Philippinen, der englische Burenkrieg um Süd-Afrika und der russisch-japanische Krieg um die Herrschaft über den Stillen Ozean. All diese Kriege haben sich außerhalb Europas abgespielt. In diesen Kämpfen haben sowohl die Amerikaner wie die Engländer nachgewiesen, wie unermeßlich die soziale Kraft ist, über welche die Anglosachsen in beiden Halbkugeln der Erde verfügen. Hingegen Rußland, dessen Publizisten gerne verkündeten, daß das XX. Jahrhundert ihm gehören werde, dessen Ansehen allenthalben auf Erden in stetem Wachsen begriffen war und das bis vor kurzem der einzige ernste Nebenbuhler Englands in Asien war — und Englands Herrschaft in Indien hat vorwiegend Englands Weltstellung bedingt

— Rußland im Kriege mit Japan hat auch nicht den allerbescheidensten Erwartungen entsprochen. Es hat gezeigt, daß schwere Krankheiten in seinem Organismus stecken und daß man von seiner Macht ganz übertriebene Vorstellungen gehabt.

I.

Die Anglosachsen.

Der hervorragende französische Publizist Charles Desmolins hat in seinem lehrreichen Buche: „Über die Überlegenheit der Anglosachsen“, die große Wahrheit verkündet: Die soziale Kraft ist hundertmal mehr erobernd als jede Armee und jede Verwaltung. Diese Wahrheit läßt sich auf Schritt und Tritt nachweisen, weil große soziale Kraft das Ergebnis der individuellen Tüchtigkeit der einzelnen Mitglieder einer gewissen Gesellschaft ist; und was ein tüchtiger Mann in die Hand nimmt, das gelingt ihm gewöhnlich. Wo viele tüchtige Leute sind, sind daher auch viele blühende Unternehmungen, und das Aufblühen jeder Unternehmung schafft wieder gute Bedingungen zum Emporkommen neuer, gibt vielen Leuten die Möglichkeit viel zu verdienen, zu tüchtigen Männern heranzuwachsen und mit der Zeit beizutragen zum weiteren Aufblühen des Landes; und so geht es fort ins unendliche. So läßt sich die außerordentliche Entwicklung der angloſächsischen Gesellschaft nicht allein in England und in Amerika erklären, sondern auch in allen ihren Kolonien. Die Anglosachsen sind vorzügliche Verwalter, sie verstehen es, die Naturschätze und Reichtümer der Länder, welche sie besetzt halten, auszunützen wie niemand anderer, und aus diesem Grunde haben sich ihre Ansiedelungen zumeist aus individuellen Unternehmungen oder Aktiengesellschaften entwickelt und erst, als diese einen großen Aufschwung erlangt hatten, wurden die Kolonien gegründet, die sich in einem sehr losen Verbande mit dem Mutterlande befanden, das ihnen seinen Schutz und seine Unterstützung gewährte.

Es würde uns zu weit führen, die ganze Arbeit Desmolins über die Überlegenheit der Anglosachsen zu reproduzieren, umsomehr als gegenwärtig schon eine besondere Gruppe in der französischen Literatur besteht, welche sich mit Leben und Lebensauffassung dieses Volkes beschäftigt. Wir beschränken uns daher darauf ein paar charakteristische Merkmale hervorzuheben, die uns verstehen lassen werden, was die Gesundheit und die Kraft der angloſächsischen Gesellschaft ausmacht.

Im Familienleben — sagt Herr Desmolins — betrachtet es der Anglosachse als seine Pflicht die Kinder zu erziehen, aber er glaubt seine Pflicht an dem Tage, da er ihnen die Möglichkeit zu arbeiten und zu erwerben verschafft hat, erfüllt zu haben, während in Frankreich die Eltern ihren Kindern auch noch die gleiche soziale Stellung zusichern möchten, welche sie selbst erreicht haben. Infolgedessen sieht sich der Franzose in dem Maße, als seine Familie sich vergrößert, in einer immer schwierigeren Lage. Er sucht also die Größe seiner Familie einzuschränken, was fatale Konsequenzen für die Zukunft Frankreichs hat. Hingegen kann der Engländer, der seine Kinder nur erziehen muß, eine große Anzahl Kinder besitzen, weil jedes von ihnen für sich selbst zu sorgen hat, wenn es aufgewachsen ist; und es würde den Eltern gar nicht einfallen, daß es ihre Pflicht sei, den Kindern ein Vermögen zu hinterlassen. Diese Auffassung zieht andere bedeutende Folgen nach sich. Ein Kind, erzogen in der Überzeugung, daß es seine Zukunft sich selbst zu verdanken haben werde, muß anders auf das Leben und die Welt blicken, als eines, das gewohnt ist auf seine Eltern zu rechnen und das sich auf das Vermögen stützt, welches es von ihnen zu ererben hofft. Darum lernt ein angelsächsisches Kind nur auf sich selbst, seine Fähigkeiten und seine Tüchtigkeit rechnen und dies verleiht ihm eine ungeheuere Kraft im Kampfe ums Dasein, den es gewöhnlich auch siegreich besteht. Dasselbe gilt für die englische Aristokratie, in welcher der älteste Sohn das Majorat übernimmt, während die übrigen Kinder ebenso wie andere Sterbliche arbeiten müssen, wobei sie nur den Vorteil höherer Konnexionen und einer besseren Erziehung besitzen. Es darf ebenso hervorgehoben werden, daß in England die Jagd nach großen Aussteuern in viel geringerem Maß existiert als auf dem Kontinente, weil ein Mensch mit Selbstgefühl in seinen eigenen Augen schon großen Wert hat und deshalb nicht geneigt ist sich dort zu verkaufen, wo er so viele Aussichten hat durch eigene Arbeit sein Fortkommen zu finden.

Herr Desmolins erzählt uns über eine Wette in New York, die ein helles Licht wirft auf die Anschauungen der Anglosachsen und auf die Lebensbedingungen, die sie sich geschaffen haben. Einige junge Leute kommen täglich in einem der ersten Restaurants New Yorks zusammen. Sie arbeiten alle mit Erfolg und hoffen mit der Zeit sich ein Vermögen und eine Lebensstellung zu erringen, mit Ausnahme eines, der eine reiche Tante beerben sollte, keine Beschäftigung hatte und aus diesem Grunde der Gegenstand des Scherzes seiner Tisch-

genossen war, welche fragten, was mit ihm geschehen würde, wenn seine Tante sich seiner nicht erbarmen und ihm nicht ein bedeutendes Vermögen hinterlassen wollte. Der von seinen Kameraden fortwährend gehänselte und als indolent hingestellte junge Mann, in seiner Eitelkeit gekränkt, schlug jenen eine Wette vor, um ihnen zu beweisen, daß auch er seinen Mann zu stellen im stande sei. Wir gehen, sagte er, zusammen in ein Dampfbad, wo ich meine guten Kleider zurücklasse und schlechte anziehe. Ich verzichte auf die Verwendung meiner eigenen Mittel und im Laufe eines Jahres werde ich die Welt umreisen und 5000 Dollar verdient haben. Die Wette wird geschlossen und der Jüngling, der von seinen Kameraden als Schwächling bezeichnet worden war, gewinnt die Wette.

Vor allem muß uns die Märtyrerrolle auffallen, welche im Kreise seiner Kameraden der reiche Jüngling spielte. Aus ihr ersehen wir, daß nicht das Vermögen, sondern die zu dessen Erwerbung erforderliche Tüchtigkeit den Anglosachsen imponiert. Überall auf dem europäischen Kontinente wäre ein reicher, unbeschäftigter Rentier sehr geschätzt und angesehen. Dies genügte jedoch den Amerikanern nicht und sie verlangten von ihrem Kameraden den Beweis, daß er auch ein tüchtiger Mann sei. Auf dem europäischem Festlande hat jeder reiche Nichtstuer eine entsprechende Stellung, die er erst dann verliert, wenn er infolge seines Leichtsinnes oder infolge unglücklicher Spekulationen das Vermögen, dem er seine Stellung verdankte, einbüßt.

Zweitens müssen wir hervorheben, daß bei unseren Verhältnissen auch ein sehr tüchtiger Mann nicht im stande wäre, eine solche Wette zu gewinnen. Unser Amerikaner ist folgendermaßen vorgegangen: Durch Stiefelputzen und ähnliche kleinere Arbeiten erwarb er sich sein erstes Geld. Dann begleitete er einen reichen Amerikaner als Sekretär nach London und schrieb Korrespondenzen für eine amerikanische Zeitung. Dann war er so glücklich ein paar Kunstgegenstände zu erwerben, die er vorteilhaft verkaufte, und vor dem Ablauf eines Jahres hatte er die Wette gewonnen.

Aber wäre das alles in Europa durchführbar? Wie lange würde es dauern, bis der junge Mann sich ein kleines Kapital verdient hätte, wie wenige Leute reisen hier mit einem Sekretär, und welche Zeitung zahlt viel für Korrespondenzen einem Schriftsteller, der noch keinen Namen hat? Mit einem Worte, es mußten entsprechende Lebensbedingungen vorhanden sein, damit eine solche Wette überhaupt vorgeschlagen werden konnte; und wie die Gesinnung, die sie hervor-

zurufen im stande war, fördernd auf einen jeden wirkt, in ihm die Tatkraft, die Unternehmungslust, den Geist der Initiative erweckt, braucht nicht näher auseinandergesetzt zu werden.

Der Krieg Englands mit den Buren hat mit einer ganzen Reihe englischer Mißerfolge begonnen. Allein die musterhafte Haltung der englischen Gesellschaft, sowie die Opferwilligkeit aller Stände haben einen großen Eindruck auf die ganze Welt geübt. Alle englischen Kolonien schickten Abteilungen Freiwilliger auf den Kampfplatz und bekundeten eine Solidarität mit England, die alle Erwartungen übertraf. Selbst das Kapparlament, dessen Majorität holländisch war — der Abstammung nach den Buren nahe verwandt — blieb England treu. Die Vasallen in Indien überboten sich nicht allein in Loyalitätskundgebungen, sondern auch in der Opferwilligkeit für England. In Ägypten, wo der Khedive eine Armee von 13.000 Mann und eine organisierte Gendarmerie von 5000 Mann besaß und der englische Resident Lord Kromer nur über 3000 Mann englischer Truppen verfügte, dachte niemand daran die schwierige Lage Englands zu benützen, um sich vom englischen Joche zu befreien, weil dieses Joch weder lästig noch verhaßt war, alle gebildeten Ägypter vielmehr wußten, daß die englische Regierung in hohem Maße dazu beitrage, die Hilfsquellen dieses so günstig gelegenen Landes zu entwickeln und sein Aufblühen zu fördern. Kurz, diese schweren Tage haben in vollem Maße nachgewiesen, wie günstig die inneren Verhältnisse Großbritanniens liegen. Die Engländer sind vorzügliche Administratoren und hüten sich in ihren Kolonien vor dem Bureaukratismus. Sie trachten über die Bedürfnisse der Länder, die sie verwalten, genau informiert zu sein und seit 1885 versammelt sich alljährlich in Indien ein Volkskongreß, der sein Gutachten über alle Volksangelegenheiten abgibt und der Regierung wertvolle Andeutungen über die Ansichten des Volkes erteilt. Aber die Engländer beschränken sich nicht auf ökonomische Angelegenheiten und öffentliche Arbeiten, wie Eisenbahnen, Irrigationen usw., welche den Wert des von ihnen verwalteten Landes erhöhen, sie denken auch an die Kulturbedürfnisse der Regierten. In Indien bestehen auch indische Universitäten; indische Zeitungen genießen in vollem Maße die Freiheit der Presse und drücken in der extremsten Form ihre Ansichten aus.

John Bull ist, behauptet ein deutscher Schriftsteller, vor allem Kaufmann und sein Hauptfehler als Staatsmann ist, daß er sich vorwiegend durch seinen kaufmännischen Instinkt leiten läßt. Ob dies

jedoch ein Fehler ist, darüber könnte man Aufschluß erhalten aus einem Artikel des Herrn René Pinon, eines der besten französischen Schriftsteller, die sich mit kolonialen Fragen befassen, über die Frage von Siam in der „Revue des Deux Mondes“ vom 1. Dezember 1903. Im Jahre 1815, sagt Mr. Pinon, erkannte der geniale Blick Sir Stafford Riffle's, des damaligen Gouverneurs der englischen Kolonien, welche England kraft des Wiener Vertrages den Holländern zu übergeben hatte, die Handelsbedeutung von Singapur, das damals eine nahezu unbevölkerte Insel war, seither ein erstklassiger Handelsport geworden ist — wie Hongkong in China — und dessen Handel im Jahre 1899 die Summe von 1.200,000.000 Fr. erreichte. Singapur und die vier malaiischen Sultanate gaben den Engländern die Basis zur Erreichung ihres Einflusses in diesen Ländern, welche bis zu einem gewissen Grade Vasallenländer von Siam sind. Die Föderation der vier malaiischen Sultanate unter dem Namen der Strait-Settlements steht unter Englands Protektorat, das dort Musterkolonien errichtet hat, welche eine wahre Wohltat für die Bevölkerung sind. Sie heißen: Perak, Selangor, Negri Sembilan und Pahang. Jedes Sultanat hat seine volle Autonomie und bei jedem Sultane befindet sich ein englischer Resident und ein Staatsrat, und ein Generalresident leitet gemeinsam mit diesen die gemeinschaftlichen Angelegenheiten. Diese glückliche Föderation deckt ihre Ausgaben aus eigenen Mitteln, hat keine Schulden und hat in den letzten Jahren viele Straßen und 585 Kilometer Eisenbahnen gebaut, die ein Erträgnis von netto 9% vom investierten Kapital liefern. Die Macht der siamesischen Residenten ist zu schwach, um im stande zu sein mit der der englischen Residenten sich zu messen, deren Einfluß sich auch auf andere malaiische Sultanate ausbreitet, welche lieber unter dem Protektorate Englands glücklich leben wollen, als sich durch die verhaßten siamesischen Mandarinen aussaugen zu lassen. Die Engländer, sagt Herr René Pinon, „haben es verstanden die Kontinuität mit einer Politik zu vereinigen, welche weiß was sie anstrebt, welche jede überflüssige Demonstration vermeidet, welche praktische Resultate anstrebt, die stark ist, dabei aber versteht sich den Verhältnissen anzupassen, die geduldig ist und geschickt zu herrschen ohne Eroberungen zu machen, einen Druck auszuüben ohne Gewalt, einen Einfluß auszuüben, welcher umsoweniger in Frage gestellt wird, als er unvermeidlich ist. . . . Auch wir — sagt der französische Schriftsteller — sollten so vorgehen und diese Politik würde uns ähnliche Vorteile sichern. Wir haben auch das indo-

chinesische Kaiserreich, zwanzig Millionen Untertanen, ein indo-chinesisches koloniales Heer, wir haben Eisenbahnen zu bauen und wir haben bedrückte Bevölkerungen, die um unseren Schutz bitten. Aus diesen Bemerkungen ersehen wir, daß eine gute koloniale Politik nichts gemein hat mit der Aussaugung der Bevölkerung, weil für das Mutterland nur eine solche Verwaltung der Kolonie vorteilhaft ist, welche der Bevölkerung Wohlhabenheit sichert und aus der Kolonie ein gutes Absatzgebiet schafft, sowie deren Produkte für die eigene Industrie sichert, was wieder den Wohlstand der Kolonie erhöht. Daß auch in England, wie anderswo, manches nicht in Ordnung ist, läßt sich nicht bestreiten, aber das allgemeine Streben Englands ist die Hebung des Wohlstandes der Länder, die es besetzt hält und verwaltet, während das Verhalten der lose mit England vereinigten Kolonien, sowie der mit schwachen Kräften verbundenen Länder in einer gefahrvollen Stunde beweist, daß man im allgemeinen mit Englands Regierung zufrieden ist.

Die Anglosachsen zwingen niemandem ihre Nationalität auf. Das Gefühl der Freiheit ist bei ihnen zu stark entwickelt, als daß sie an eine Einmischung in religiöse und kulturelle Fragen denken könnten, auch haben sie eine zu hohe Meinung von sich selbst, um zu glauben, daß sie eine Unterstützung der Regierung brauchen im Konkurrenzkampfe um ihre Nationalität. In Irland existiert seit 1893 die bekannte gälische Liga, welche es sich zur Aufgabe gestellt hat, dem irländischen Volke seine Muttersprache zurückzugeben. Dieser Liga werden keine Hindernisse seitens der Regierung entgegengestellt. Ebenso lernen in Amerika zahlreiche Auswanderer, Franzosen, Deutsche, Polen usw., was immer für eine Sprache sie wollen, und es fällt niemandem ein die Erlernung der einen Sprache zu unterstützen oder der Erlernung einer anderen auch nur das kleinste Hindernis entgegenzusetzen. Man kann nicht leugnen, daß in England und Amerika die Erlernung des Englischen am wichtigsten ist und daß diese Sprache demjenigen, der sie beherrscht, mehr Vorteile bietet als jede andere Sprache. Wenn es die Engländer daher einem jeden, ohne sein nationales Gefühl zu verletzen, überlassen, sich selbst für irgend eine Sprache zu entscheiden, so unterliegt es keinem Zweifel, daß sie ihr Ziel am schnellsten und am leichtesten erreichen werden. Heute spricht kaum der zehnte Irländer seine nationale Sprache, aber das sicherste Mittel, daß ein jeder Irländer in kürzester Zeit irländisch oder gälisch rede, wäre, dessen Erlernung auch nur im geringsten ver-

hindern zu wollen. Dann würde jeder irländische Patriot es als Ehrensache betrachten irländisch zu sprechen und die Kenntnis der englischen Sprache abzuleugnen, ganz so, wie dies in Europa dort geschieht, wo die Erlernung der Staatssprache von Amts wegen aufgezwungen wird. In Indien, wo der Beamte die Kenntnis der Lokalsprachen braucht, erhält er für die Erlernung einer jeden eine gewisse Prämie und so erreicht die Regierung die erforderlichen Sprachkenntnisse bei ihren Beamten. In Transvaal und am Kap sind die englische und die holländische Sprache gleichberechtigt. Mit einem Worte, die Engländer, als praktisches Volk, vermeiden es, die Nationalitätsfrage aufzuwerfen, welche beim Mangel des Gerechtigkeitsgefühles, der Toleranz, des Entgegenkommens und der Anerkennung der persönlichen Rechte eines jeden so fatale Wirkungen in einem großen Teile Europas hervorbringt.

Der Burenkrieg hat nicht allein in Holland, wo man sich der Abstammung nach als nahe Verwandte mit den Buren fühlte, Äußerungen des Hasses und des Unmutes hervorgerufen, sondern auch in einem großen Teile des übrigen Europa, insbesonders in Rußland, Deutschland und Frankreich, wo der politische Antagonismus und die koloniale Konkurrenz den Unwillen gegen England steigerten und wo man sich gerne die alten Sünden der Engländer gegenüber anderen Völkern in Erinnerung brachte. Diese Äußerungen des Hasses erzeugten eine Reaktion und trugen zur Annäherung der angloſächsischen Rasse bei und zur Weckung des Gefühls der Gemeinsamkeit dieser Rasse, was für ihre Zukunft sehr große Bedeutung besitzt.

Das wahre Wesen des Konstitutionalismus besteht in der Erledigung aller strittigen Fragen im Wege der Verständigung. Bei der großen Freiheit, welche in England sowie in seinen Kolonien herrscht, sowie bei den Mitteln, über welche die Opposition dort verfügt, um sich gegen unpopuläre, der allgemeinen Meinung widersprechende Verfügungen zu wehren, ist es daher kein Wunder, daß die englische Gesellschaft sich bemüht, Streitfragen im Wege des Kompromisses, einer Verständigung, zu erledigen.

Bei den großen Mitteln, über welche die englische Gesellschaft verfügt, fällt ihr dies leicht, da manche ökonomische Frage sich friedlich erledigen läßt, wenn man ausreichende Mittel besitzt. Zum Friedensschluß mit den Buren hat nicht allein die Erwägung der Gleichberechtigung der Buren mit den Engländern, welche die Engländer nie in Frage gestellt haben, sondern auch die Verfügung über die

erforderlichen Mittel zum Aufbau der vernichteten Farmen beigetragen. Auch die irländische Frage ist viel weniger kritisch geworden an dem Tage, an welchem die Regierung die Bill über den Loskauf der von den Landlords gepachteten Länder einbrachte.

Seit der Zeit, da Eduard VII. den Thron bestiegen, erwies er sich als der wahre Friedenskönig. Die Beendigung des Burenkrieges ist zum großen Teile sein Verdienst, ebenso wie die Einbringung der irländischen Landbill. Der Enthusiasmus, mit welchem er in Irland empfangen wurde, beweist, wie klug diese Versöhnungspolitik war und was für Früchte sie trug. Auch auf die äußere Politik hat König Eduard die Grundsätze der Verständigungspolitik angewendet, die er mit so viel Erfolg in der inneren Politik befolgte. Die englisch-französische Verständigung, laut welcher beide Regierungen sich über alle strittigen Punkte auseinandersetzten, die seit langer Zeit die englisch-französischen Verhältnisse vergifteten, hat diese beiden kulturell so hochstehenden Länder einander näher gebracht. Indem sie ihre Einfluß- und Wirkungssphären überall genau bezeichnet haben, können sie sich ihren Kräften entsprechend frei entwickeln und ausbreiten. Ein zweites Faschoda ist jetzt ausgeschlossen.

Nach zwei siegreich durchgeführten Kriegen, welche zeigen, was für unermeßliche soziale Kräfte in der angelsächsischen Gesellschaft ruhen, haben wir die Möglichkeit ein Horoskop über die Zukunft der Angelsachsen im zwanzigsten Jahrhundert zu stellen. Wir sprechen über die Zukunft der angelsächsischen Rasse, weil in den letzten Jahren das Gefühl der Solidarität der Rasse bedeutend erstarkt ist, nicht allein in England und seinen Kolonien, sondern auch in Amerika; ihre Tendenzen kreuzen sich nirgends und der Geist der Versöhnung, der in der Politik immer stärker hervortritt, berechtigt uns zu der Hoffnung, daß die Ursachen zu einem Konflikte, welche mit der Zeit auftreten könnten, friedlich werden beseitigt werden. Die englischen und die amerikanischen Schriftsteller betonen es gerne, daß am Anfange des neunzehnten Jahrhunderts nur 21 Millionen Menschen englisch gesprochen haben; am Schlusse desselben sprachen schon 130 Millionen englisch und am Schlusse des zwanzigsten Jahrhunderts werden 500 bis 600 Millionen Menschen englisch sprechen.

Gegenwärtig sind die Angelsachsen die ausschließlichen Herren von Australien, einem der fünf Weltteile. In Amerika ist der vorwiegende Teil Nordamerikas in ihrem Besitze. In Afrika, nach dem siegreich durchgeführten Kriege mit den Buren und dem Abschluß eines

Friedens mit ihnen, erstreckt sich ihr Besitz samt den Ländern, die unter ihrem Protektorate stehen, vom Kap bis Alexandrien und bald wird man im stande sein per Bahn von Alexandrien bis zum Kap ganz Ostafrika zu durchqueren; auch wird infolge der anglo-französischen Verständigung die Rivalität zwischen diesen zwei mächtigen Staaten aufhören, was ebenso günstig auf die Entwicklung der französischen wie der englischen Kolonien auf dem schwarzen Kontinente wirken wird.

Bis vor kurzem hat die planmäßige Vorrückung Rußlands in Zentralasien ernstlich die englische Herrschaft in Indien bedroht, was die englische öffentliche Meinung im höchsten Grade beunruhigte. Wie Sir Charles Dilke behauptet, hat Lord Roberts, der damalige Oberkommandant der indischen Armee, erklärt, daß binnen kurzer Zeit ein englisch-russischer Krieg um den Besitz Indiens werde ausgefochten werden müssen, während der berühmte englische Publizist General Sir Henry Rawlinson, ehemaliger Botschafter in Persien, Präsident der englischen geographischen Gesellschaft und Mitglied des indischen Rates, in seinem berühmten Werke: „England and Russia in the East“, sagt, daß die stetige unaufhaltsame Vorrückung Rußlands in Zentralasien ebenso sicher sei, wie die Folge von Tag und Nacht. Rußland werde solange gegen Indien vordringen, bis es auf ein unüberwindliches Hindernis stößt. Ist aber dieses Programm richtig, so bedeutet es Kontakt und Kollision und dazu wird es, wie ich glaube, kommen.“

Im Jahre 1890 verfaßte ich eine Schrift über den „Antagonismus der englischen und russischen Interessen in Asien“, welche 1893 durch Archibald Constable & Ko., Westminster (London) unter dem Titel „The Rival Powers in Central Asia“ veröffentlicht wurde. In dieser Arbeit bemühte ich mich, nachzuweisen, daß Rußland den Besitz von Indien anstrebe; und nach einem eingehenden Studium von Rußlands Vorrückung in Zentralasien gelangte ich zur Überzeugung, daß England nicht im stande sei, Rußlands Vorrückung dorthin aufzuhalten und daß es ebensowenig im stande sein würde, Rußlands Vorrückung an der Nordgrenze von Persien und Afghanistan aufzuhalten. Endlich bei der Besprechung des strategischen Verhältnisses zwischen England und Rußland in Zentralasien zeigte ich, daß das strategische Verhältnis dieser Staaten für England ein sehr ungünstiges sei.

Glücklicherweise für England lenkte der chinesisch-japanische Krieg die Kräfte Rußlands von Zentralasien gegen den Stillen Ozean ab

und, da Rußland entschlossen war, die Festsetzung Japans auf dem asiatischen Kontinent zu verhindern, zwang es Japan mit Hilfe Frankreichs und Deutschlands, auf den Besitz von Port-Arthur und der Halbinsel Liaotong zu verzichten, bemächtigte sich Mandschuriens und beabsichtigte, seinen Einfluß auf Korea auszudehnen, was zusammengenommen zum russisch-japanischen Krieg führte, welcher aller Wahrscheinlichkeit nach die Vorrückung Rußlands in Zentralasien auf lange Jahre aufhalten wird. Heute wird daher England auch in Asien von keiner unmittelbaren Gefahr mehr bedroht.

Endlich in Europa genießt Großbritannien als Insel in vollem Maße das Privilegium der Unangreifbarkeit, so lange es das Meer beherrscht, was angesichts seiner unermeßlichen Mittel und der Tüchtigkeit seiner Einwohner als Seeleute wahrscheinlich im Laufe des ganzen zwanzigsten Jahrhunderts der Fall sein wird. Sein einziger ernster Konkurrent in dieser Richtung könnte Amerika sein, mit welchem angesichts der immer wachsenden Sympathien und des Gefühles der Solidarität der angloſächſiſchen Rasse es England nicht schwer fallen würde zu einer Verständigung zu gelangen, zumal England es vermeiden wird, Fragen aufzuwerfen, welche einen Antagonismus mit Amerika hervorrufen würden.

Gegenwärtig interessiert sich England wenig für europäische Angelegenheiten, es liegt ihm vor allem an der Erhaltung der Seeherrschaft im Mittelmeere, an Gibraltar, an Malta, bis zu einem gewissen Grade an Konstantinopel, namentlich auch am Suez-Kanal.

Aus dieser flüchtigen Übersicht der Lage der Anglosachsen in allen fünf Weltteilen sehen wir, daß am Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts keine Wolke in irgend einem Weltteile ihre vitalen Interessen bedroht.

England mit seinen Kolonien und die Vereinigten Staaten von Amerika zusammengenommen zählen 480 Millionen Menschen und besitzen ein Areal von 39 Millionen Quadratkilometern. Ihre Institutionen, auf Freiheit und Autonomie begründet, entwickeln starke Charaktere und den Geist der Initiative, beides unbedingt notwendig zur Entwicklung jeder Gesellschaft. In den zahlreichen Ländern, welche sich unter der Herrschaft oder dem Protektorate Englands befinden, huldigen sie keineswegs bureaukratischen Grundsätzen, sie begnügen sich mit dem unumgänglichen administrativen Apparate und sie haben das Talent, die Wohlhabenheit und die Entwicklung der Naturschätze der Länder, die sich unter ihrem Einflusse befinden, zu

fördern. Als ältestes Kolonialvolk haben sie rechtzeitig viele zur Kolonisation geeignete Länder besetzt und, da sie über viele besonders taugliche Kolonisten verfügen, sind sie im stande in kürzester Zeit ihre Kolonien in blühenden Zustand zu bringen. Sie können daher die Zukunft mit vollkommener Ruhe erwarten und auf das zwanzigste Jahrhundert große Hoffnungen setzen.

II.

Rußland.

Ein ganz anderes Bild stellt uns Rußland dar. Die anglo-sächsische Gesellschaft lebt ein freies Leben, besitzt einen hoch entwickelten Geist der Initiative, ist an Selbstverwaltung und Selbsthilfe gewöhnt und rechnet auf eigene Kräfte. Ganz entgegengesetzt ist die russische Gesellschaft, deren größerer Teil bis zum Jahre 1861 als Untertanen lebte. Alles stand unter dem Joche des Despotismus, welches dem Russentum im Laufe der Jahrhunderte seinen Stempel aufgeprägt hatte. Diejenigen, welche Rußland genau kannten, stellten die Frage, wie lange diese inerte Masse, die gar keine Initiative zeigt, die blindlings jedem Winke der Regierung gehorcht und gewohnt ist nach deren Deutungen zu denken, im stande sein werde, den immer komplizierteren und immer höhere Anforderungen stellenden Bedürfnissen des Lebens eines modernen Staates zu entsprechen.

Doch bis März 1904, das ist bis zum Beginne des japanischen Krieges, schienen diese Befürchtungen vollkommen unberechtigt. Die Russen selbst waren davon überzeugt, daß sie ganz anderen Existenzbedingungen unterworfen seien, als die westeuropäischen Staaten und wiederholten mit innigster Überzeugung das bekannte Sprichwort: „*Was dem Deutschen den Tod verursachen würde, ist dem Russen gesund*“. Sie haben also ihre Schwächen gekannt, weil vielleicht nirgends der kritische Sinn so entwickelt ist, als in der russischen Gesellschaft, aber die jahrhundertjährigen andauernden Erfolge des Zarentums und das Vertrauen in die Regierung, welche für sie immer gedacht hat und die im Laufe der Zeit für Rußland eine so bedeutende Weltstellung erreichte, beruhigten alle Befürchtungen der russischen Patrioten, die an ihren Stern und an ihre welthistorische Mission glaubten.

Seit vielen Jahrhunderten, ja man darf wohl sagen seit der Zeit seiner Gründung offenbart sich am russischen Reiche die ebenso unheim-

liche als charakteristische Eigenschaft einer ungemein großen Expansionskraft, welche zunächst die Grenzen des Landes nach allen Richtungen erweitert, bis sie im Norden und Osten an das Meer, im Westen an starke, konsolidierte Staatsorganismen reichten. In östlicher Richtung ist sogar das Beringsmeer überschritten worden und in Nordamerika wurden die englischen Besitzungen erreicht. Aber Nordamerika war zu entfernt vom Zentrum des Reiches und stellte Rußland damals keine besonderen Vorteile in Aussicht. Es trat daher im Jahre 1867 seine amerikanischen Besitzungen den Vereinigten Nordamerikanischen Staaten um 7 Millionen Dollars ab und beschränkte seine Aspirationen auf Europa und Asien.

Von den Mongolen haben die Zaren den echt asiatischen Begriff ihrer Stellung übernommen. Ebenso wie der Kaiser von China, der Schah von Persien und der Chan der goldenen Horde betrachteten sich die Zaren von Moskau als die Ersten unter den Regierenden. Diese Anschauungen haben sich so tief im russischen Volke eingelebt, daß heute noch erzählt wird, daß im Jahre 1854 der Franzose, der Engländer und der Türke gegen den russischen Zaren gemeutert hätten. Derartige Anschauungen führen zur Idee der Weltherrschaft, welche Idee seit langem, wenn auch unbewußt, im russischen Volke und in der russischen Regierung lebt. Ihr muß die instinktmäßige Eroberungstendenz zugeschrieben werden, welche sich ebenso bei den Kosaken, wie bei den Behörden zeigt, die an den äußersten Grenzen des Staates die gegebenen Befehle ausführen. Die Regierung hat immer die mit Erfolg gekrönten Unternehmungen ihrer Untergebenen anerkannt, selbst in dem Falle, wenn diese ihren Befehlen entgegenhandelten. Der Gedanke an die Weltherrschaft kennzeichnet die politischen Ideale Rußlands. Diese sind in Europa die Eroberung von Konstantinopel, der Hauptstadt der östlichen Kaiser, während in Asien sich die Russen als Erben und Nachfolger der Welteroberer und Weltbezwinger Dschingischan und Tamerlan betrachten.

Dieser Eroberungsgeist, der das Hauptmerkmal der russischen äußeren Politik war, hat den Konflikt mit Japan hervorgerufen. Wie bekannt, war Rußlands äußere Politik immer bedächtig und vorsichtig, deshalb schritt es sehr langsam in Zentralasien vor, so lange nichts seine weitere Annäherung an Indien bedrohte. Aus diesem Grunde ist es so langsam in der asiatischen Türkei und in Persien vorgerückt, obwohl das Vorrücken nur von seinem Willen abhing. Als jedoch nach dem siegreichen Kriege mit China im Jahre 1894 Japan sich

auf dem asiatischen Kontinente festsetzen wollte, konnte Rußland dies nicht zulassen und mit der Unterstützung von Frankreich und Deutschland zwang es Japan, auf Port-Arthur und die Halbinsel von Liaotang zu verzichten. Es folgte der gemeinsame Krieg der europäischen Mächte und Japans mit China, der mit der Besetzung von Peking endete, bei welcher Gelegenheit Deutschland, England und Österreich-Ungarn chinesische Häfen erwarben. Rußland besetzte dabei ganz Mandschurien, welches es sich allerdings verpflichtete, China zurückzugeben, nahm Port-Arthur auf längere Zeit in Pacht und bemühte sich, seinen Einfluß auf Korea auszudehnen, was endlich den Krieg mit Japan hervorrief.

Es läßt sich nicht bestreiten, daß bis zum Anfang des japanischen Krieges die Russen alle Ursachen hatten, ihrer Regierung zu vertrauen, weil dieser alles gelang; die russischen Grenzen erweiterten sich ununterbrochen und zu Ende des neunzehnten Jahrhunderts gelang es der Regierung derart ihre Finanzen zu festigen, daß fünfzehn Monate nach dem Begine des Krieges mit Japan, trotz ungeheuerer Katastrophen zu Wasser und zu Lande, der Kurs des Rubels ungeändert geblieben war. Man erinnerte sich, daß Rußlands Kraft in seinen ungeheueren Distanzen liege, dank welcher es ebenso im Jahre 1812, wie im Jahre 1855 mit heiler Haut davongekommen war. Man zählte zu den Eigentümlichkeiten Rußlands, daß seine ersten Schläge in jedem Feldzuge schwach seien und daß es zuletzt dennoch jeden siegreich beende, wie dies seine Geschichte beweise, sowie die unermeßlichen Länder, die es eroberte. Wenn die riesigen Distanzen Rußland vor Europa schützten, so hatte hingegen in Asien, vor dem Auftreten Japans, Rußland eine so überwältigende Übermacht gegenüber den schwachen, unzivilisierten, despotisch regierten Chanaten und Sultanaten, daß man von einem Kampfe ebenfalls nicht reden konnte. Rußland hatte nur in Zentralasien die Schwierigkeiten zu überwinden, welche ihm die wasserlosen Wüsten entgegenstellten. Es trat bloß mit Kompagnien und Bataillonen auf, sicherte sich hingegen systematisch die eroberten Länder durch den Bau von Forts, Straßen und Eisenbahnen, durch die Errichtung von Kosakenlinien und Einführung eigener Administration.

Erst nach dem Zusammenstoße mit Japan ist es für einen jeden klar geworden, daß moderne Staaten eine höhere Ausbildung der Individuen und höhere soziale Kraft erfordern, als sie bis jetzt in Rußland vorhanden waren. Schon während des türkischen Krieges im Jahre 1878 hat das russische Heer nicht den Erwartungen entsprochen, aber auch die türkische Armee war nicht besser und der end-

gültige Sieg hat den ungünstigen Eindruck verwischt, welchen Rußlands erstes Auftreten hervorgerufen hatte, und Rußlands Ansehen wuchs unaufhörlich bis zum Jahre 1904.

Zum ersten Male ist nun Rußland in Asien einem Gegner begegnet, dessen Bewaffnung und Ausrüstung allen modernen Anforderungen entsprach. In Petersburg wurde nach dem Krimkriege erzählt, daß Kaiser Nikolaus I., so lange die Franzosen und die Engländer seine Heere besiegten, gleichmütig geblieben sei. Erst ein türkischer Sieg habe so deprimierend auf ihn gewirkt, daß er ihn nicht überleben konnte. Nun betrachtete Rußland vor dem Beginne des japanischen Krieges die Japaner nicht als den Türken überlegen und noch weniger mochte es ein Russe zugeben, daß die Japaner den Russen überlegen sein könnten, da letztere seit zwei Jahrhunderten sich die Wohltaten der Zivilisation angeeignet hätten, was bei den Japanern erst seit vierzig Jahren der Fall sei. Dies bringt uns auf die Frage der Beurteilung der sozialen Kraft Rußlands; um den Vorwurf einer Parteilichkeit zu vermeiden, werden wir uns dabei vor allem an bekannte und anerkannte russische Schriftsteller halten, welche in Rußland gelebt und unter der russischen Zensur ihre Arbeiten veröffentlicht haben. An revolutionäre Schriftsteller, die infolge ihrer persönlichen Stellung geneigt sind, alles in schwarzen Farben zu schildern, werden wir uns nur selten wenden.

Zuerst wollen wir einen Blick auf die Geschichte der Zivilisation in Rußland werfen. Das vorzügliche Werk von Athanasius Stschapow: „Soziale und pädagogische Bedingungen der geistigen Entwicklung des russischen Volkes“, gewährt uns einen tiefen Einblick in das geistige Leben Rußlands und in die Bedingungen, unter welchen sich das russische Volk entwickelt hat. Zufolge des Jahrhunderte währenden Übergewichtes der arbeitenden über die gebildeten Gesellschaftsklassen, der Handarbeit über die geistige Arbeit, des Gefühles über die Vernunft ist es begreiflich — sagt Stschapow — daß bei den Russen das Denkvermögen sich nur schwach entwickeln konnte. . . . Es mußte so sein, weil die Stämme, welche den Kern des russischen Volkes, der russischen Gesellschaft und des russischen Staates ausmachten, auf einer sehr niedrigen Stufe geistiger Entwicklung standen. . . . . Solche Stämme konnten keine große geistige Tätigkeit entwickeln. Sie waren nicht im stande, eine gebildete Klasse zu produzieren, die der Aufgabe, einen Staat zu lenken, und selbständig zu denken, gewachsen wäre. Sie waren daher gezwungen, sich vor-

erst der geistigen Überlegenheit und der Macht der Wariagischen Prinzen und ihrer Genossen, sodann der geistigen Überlegenheit der byzantinischen Hierarchie zu unterwerfen.

„In der vorhistorischen Zeit haben sich die Ureinwohner Rußlands zu Abstraktionen und Generalisationen nicht emporgeschwungen. Sie waren Fetischisten und gelangten nicht einmal zum Anthropomorphismus. Der Mangel an gebildeten Klassen, an geschichtlicher Entwicklung des Denkvermögens in Rußland bis zur Zeit Peters des Großen macht sich bis zum heutigen Tage im geistigen Leben des russischen Volkes und der russischen Gesellschaft fühlbar.“

Die griechische Kirche strebte die moralische und religiöse, keineswegs aber die geistige Erziehung des Volkes an. Sie ignorierte die Literatur und die Wissenschaft. Dies erklärt uns zwei charakteristische Eigentümlichkeiten des geistigen Lebens Altrußlands, die auch im Gedankenzuge des modernen Rußlands zu verspüren sind, nämlich, daß die theologische Richtung die klassisch-kosmopolitische (wissenschaftlich-menschliche) überragt, und zweitens, daß der Glaube und die Moral sich auf Kosten der Vernunft und Bildung entwickeln. Zur Zeit, da Byzanz seinen Einfluß auf die barbarischen Stämme Rußlands ausdehnte, war bei ihm selbst die Wissenschaft im Verfalle begriffen.... All die unsterblichen Werke der griechischen Philosophen, Historiker, Dichter und Gelehrten gaben dem menschlichen Geiste im Okzidente neue Anregung und übten auf seine Entwicklung großen Einfluß aus, in Griechenland und in Rußland vermißte man einen derartigen Einfluß. Bis zu Peter dem Großen übersetzte man in Rußland nur die Bibel, die Kirchenväter und die Gebetbücher. Selbst der dogmatische, philosophische Teil der Christenlehre wurde äußerst vernachlässigt. Man warnte vor dem Verstande und empfahl die Abdankung der Gedanken, weil der Verstand nach dem Ausdrucke von Simeon von Potock „kleinlich und grammatikalisch“ ist. Selbst zu Ende des 18. Jahrhunderts meinten Kaiserin Katharina und Betzki, Präsident des Obersten Schulrates, daß die Aufgabe der Schule vor allem darin gelegen sei, das Herz und das Gemüt, nicht aber den Verstand und die Urteilskraft zu entwickeln.

Bei der Roheit der Sitten Altrußlands war die Überwachung der Moral unbedingt notwendig. Die Vernachlässigung der Pflege des Geistes war jedoch schädlich, denn nur bei einem gewissen Bildungsgrade kann sich der moralische Sinn derart entwickeln, daß er einen Einfluß auf unsere Handlungen auszuüben vermag. Bis auf Peter

den Großen sind nur unbedeutende Fortschritte in den Sitten und der Moralität des russischen Volkes bemerkbar. Die Jahrhunderte währende Vernachlässigung der Pflege des Geistes entfremdete überdies das Volk der Wissenschaft und gab es dem Aberglauben und einer Menge von Vorurteilen preis. Endlich förderte die ausschließliche Pflege des Glaubens und die Vernachlässigung des Geistes in dem ungebildeten russischen Volke den Hang zu theologischen Erörterungen, die eine Menge falscher Ideen und die Bildung der zahlreichen Sekten des Raskol zufolge hatten. . . . Und da die byzantinische Hierarchie die Erziehung des russischen Volkes ausschließlich im Geiste der orientalisch-orthodoxen Kirche bezweckte, so bemühte sie sich, in demselben die Antipathie gegen den lateinischen Westen zu erwecken. Mit einem Worte sie prägte der orientalischen Richtung des russischen Geistes das Siegel, den Typus der griechisch-orientalischen Kirche auf. In dem Maße, als der Einfluß des Westens wuchs, wuchs auch der Haß gegen die Fremden und die lateinische Welt. Die Klöster widersetzten sich derart den Reformen Peters des Großen, daß er Mönchen verbot, Tinte und Papier zu besitzen und in ihren Zellen zu schreiben.

Ebenso — sagt Stschapow weiter — wie zufolge des Mangels an gebildeten Klassen das russische Volk in Fragen der Moral, Religion und Erziehung sich dem Einfluße des byzantinischen Geistes und der orthodoxen Hierarchie unterwarf, so unterwarf es sich in allen Fragen des praktischen Lebens der Vormundschaft der Regierung und seine Ansichten bildeten sich blindlings nach den Ideen der Regierung aus. . . . . Der Rat des Zaren (czarskaja duma) dachte für das Volk und entwickelte nach und nach das System der administrativen Vormundschaft, der Regelung aller Lebensangelegenheiten nach den Vorschriften der Zentralisation. Die Versammlungen des Ziemstwo (semskia dumy oder sobory) beantworteten gewöhnlich im 17. Jahrhunderte die an sie durch die Regierung gestellten Fragen mit der üblichen Formel: „Nach Gottes Eingebung, nach den Absichten und dem Willen des Zaren, das ist unser Rat“.

Peter der Große ersah die Unzulänglichkeit der Bildung des russischen Volkes und berief deutsche Gelehrte. Er dehnte die Vormundschaft des Staates auf das ganze soziale, ökonomische und intellektuelle Leben Rußlands aus. Besondere Behörden hatten den Zustand, die Eigenschaften und die Fruchtbarkeit jeder Provinz zu studieren, die verlassenen Häuser und Grundstücke zu kolonisieren, das Aufblühen der Bodenkultur, der Viehzucht und der Fischerei zu fördern

und hinsichtlich aller dieser Gegenstände mit den Gouverneuren und Wojwoden in schriftlichen Verkehr zu treten. Nach und nach nahm, wie zu erwarten war, die Ingerenz der Zentralbehörden in allen Lebensäußerungen des Volkes immer mehr zu. Seit dem 18. Jahrhundert wurde die Leitung und Überwachung des öffentlichen Unterrichtes durch den Staat zum Prinzipe erhoben. Zwei Hauptrichtungen herrschten nacheinander im öffentlichen Unterrichte vor. Von 1700 bis 1815 gründete die Regierung Schulen, Gymnasien, Universitäten, Akademien und sonstige wissenschaftliche Anstalten, bildete das Schulsystem aus und sorgte für die Verbreitung der europäischen Wissenschaft und Kunst. Ebensowohl wie die Kirche, sorgte sie für die geistige Entwicklung des Volkes.

Nach 1815 entstand unter dem Einflusse der Ideen der heiligen Allianz im Schoße der Regierung eine Reaktion gegen die naturwissenschaftliche Richtung des Unterrichtes. Die klassischen und juridischen Studien verdrängten die Naturwissenschaften, und das Unterrichtsministerium legte das größte Gewicht auf die loyale Gesinnung der studierenden Jugend. Im Zirkulare vom 21. März 1833 sagte der Unterrichtsminister Graf Ouwarow, daß es „der Wille Seiner Majestät des Kaisers sei, das Volk im Geiste der orthodoxen Kirche, der Autokratie und der russischen Nationalität zu erziehen".

Der seit jeher bevormundete russische Geist fügte sich dem europäischen Einflusse mit derselben Apathie und Gleichgültigkeit, mit dem er jede der Regierung erwünschte Richtung annahm. Die herrschenden Ideen änderten sich mit den Ideen der Regierung. Diejenigen, welche mit der Kaiserin Katharina für Voltaire, Rousseau und Diderot schwärmten, bekehrten sich nach 1810 zu den Ansichten de Maistrés und seiner russischen Schüler Magnitzki und Ronnitsch und beschimpften den Liberalismus und „die verleitenden Sirenen der Freiheit".[1]) Das russische Volk — sagt Stschapow — hat kein eigenes intellektuelles Leben, keine eigenen Ideen, dazu fehlen ihm: die Energie, die Initiative und die erforderliche Tatkraft. Es hat weder eine eigene soziale Philosophie gegründet noch eine eigene Weltanschauung ausgebildet; es erwartet das alles von der Regierung. „Seit jeher hat es anstatt unter der Leitung eigener Gedanken, eigener Kenntnisse mit Hilfe von Ukasen, Vorschriften, Erlässen und Behörden gedacht."

[1]) Eine ebenso rasche Änderung der Ansichten der russischen Gesellschaft ist nach dem Tode Alexander II. wahrnehmbar.

Deshalb trugen die Reformen Alexanders II. nicht die von ihm erwarteten Früchte und die Versammlungen des „Ziemstwo“ verrieten den Mangel an Bildung und Selbständigkeit der russischen Gesellschaft.

„Der Mißerfolg der pädagogischen Bemühungen der russischen Regierung läßt sich daraus erklären, daß sie nicht danach strebte, das russische Volk zum selbständigen Wirken zu erziehen, sondern es nach eigener Willkür zu lenken und daß die Richtung des Unterrichtsministeriums fortwährend wechselte. Seit der französischen Revolution flößte das geistige Leben des Westens der russischen Regierung kein Vertrauen mehr ein. Kaiser Paul verbot die Einfuhr der Bücher aus dem Auslande. Kaiser Alexander I. huldigte zwar liberalen Ideen bis zum Jahre 1810. Seither, insbesondere aber seit 1815, änderte er unter dem Einflusse der heiligen Allianz seine Ansichten und durch volle 40 Jahre befolgte die Regierung eine reaktionäre, mystische Richtung, welche die Entwicklung der russischen Bildung hemmte.“

Nach Anführung zahlreicher Beispiele zur Begründung seiner Ansichten sagt Stschapow: „Kein Wunder, daß unter solchen Verhältnissen die junge russische Wissenschaft weder gedeihen noch gesund, rationell, originell und systematisch sich entwickeln konnte. Der Mangel an Stabilität, der plötzliche Systemwechsel des bevormundenden Staates, die chronische Reaktion der zweiten Hälfte oder des Endes der Regierung jedes Herrschers, die wachsende Kraft der reaktionären Strömung, die manchmal während der ganzen Dauer der Regierung eines Herrschers nicht nachließ, und der Übergang von einem System zum anderen — alles das hielt die Entwicklung des russischen Gedankens und die Entstehung sowohl einer wissenschaftlichen wie einer literarischen Richtung von ausgesprochenem Charakter auf, förderte die Gleichgültigkeit gegen soziale Fragen, das Chaos und die Anarchie der öffentlichen Meinung, lähmte die Energie des Geistes und führte zur Apathie, zur Gleichgültigkeit und zur Stagnation.“

Unter die Institutionen, welche für die geistige Entwicklung Rußlands im Sinne der Regierung zu sorgen haben, gehört die Zensur. Dieselbe wurde im Jahre 1776 geschaffen, mit besonderen Instruktionen versehen und erlangte ihre volle Entwicklung während der Regierung Alexanders I. durch die Einrichtung des Komitees für Zensur. . . . Die Zensoren waren zumeist beschränkte Leute, ohne jede persönliche Initiative, welche nicht allein den Flug des Gedankens, den Geist der Forschung und die Verbreitung von wissenschaftlichen Wahrheiten, sondern auch die Ausstreuung der dem Volke unentbehrlichsten Kenntnisse in den

Bann taten. So zum Beispiel klagte Polewoï, Redakteur des „Moskauer Telegraphen", dem Fürsten Galitzyn, Präses des Komitees für Zensur, daß ihm verboten wurde, Artikel aus dem Journal des Ministeriums des Inneren über die Cholera und die Mittel, sich gegen sie zu wahren, abzudrucken. Überhaupt viele Gegenstände aus dem Gebiete der Wissenschaften, der sozialen Fragen und der Literatur durften unter der Herrschaft der Zensur gar nicht besprochen werden. Viele ausländische Bücher waren verboten. Und in diesen Schranken mußte sich der russische Geist bewegen.

Wie die Zensur die Entwicklung der Wissenschaft und der Literatur hemmte, so die Leibeigenschaft die Entwicklung des Volkes. Gebeugt unter der Last des Frohndienstes, der Kopfsteuer und vieler anderer Auflagen, war das Volk zur physischen Arbeit gezwungen und hatte weder Zeit noch Gelegenheit zu studieren und sich auszubilden. Sowohl die Regierung wie die herrschende Klasse waren der Ansicht, daß das Volk keiner Bildung bedürfe. Aber ebenso schädlich wirkte die Leibeigenschaft auf die Herren selbst. Ein Herr verwendete seine Leibeigenen ausschließlich für seine Zwecke und behauptete, daß sie weder Ideen noch moralische oder soziale Ansichten brauchen. „Ich will keine Philosophen haben", sagte er. Darauf antwortete Stschapow „Armer verblendeter Mann! Siehst Du nicht, daß derselbe Leibeigene, den Du verachtest, aus welchem Du Dich bemühst, ein wildes Tier zu machen, der erste Lehrer Deines Sohnes, Deines zukünftigen Trostes sein wird? Dieser Leibeigene oder diese Leibeigenen werden die ersten Leiter, die ersten Erzieher, die ersten Freunde Deiner Kinder sein".

„Die Gebrechen, die Verworfenheit, die Roheit dieser Sklaven werden sich Deinen Kindern durch die Milch ihrer Amme, durch den Verkehr in ihren ersten Lebensjahren mitteilen. Sie werden in ihren Händen, unter ihrem Einflusse bis zur Großjährigkeit und vielleicht auch länger bleiben". Und in der Tat wirkte die Leibeigenschaft schädlich auf die Ideen, die Ansichten und die Weltanschauung des Adels, sie weckte in ihm Furcht und Unduldsamkeit und hinderte ihn, eine denkende Klasse, welche folgerichtig, logisch, mutig einen bestimmten Weg verfolgt, zu werden. Die Vernunft und das selbständige Denken schienen dem Adel gefährlich, weil beide die Leibeigenschaft verdammten.

„Nun haben wir — sagt Stschapow — die wesentlichsten sozialen, historischen und pädagogischen Bedingungen geschildert, welche auf die Entwicklung des Geistes und der Anschauungen Rußlands einwirkten.

Die Absicht der byzantinischen Hierarchie ging ebensowenig wie die der Regierung darauf hinaus, die geistigen Kräfte des Volkes zu entwickeln und es zum selbständigen Denken zu erziehen. Beide beabsichtigten vornehmlich die nationalen und sozialen Ansichten des Volkes in ihrem Sinne auszubilden und zu leiten und ihm ihre Weltanschauung und ihre Denkungsart einzuflößen. Deshalb konnten sich die geistigen Fähigkeiten des Volkes und das selbständige Denken weder unter dem Einflusse von Byzanz noch unter dem des Unterrichtsministeriums entwickeln. Es ist daher begreiflich, daß in Rußland die stetige systematische geistige Entwicklung fehlt, die wir in Europa seit dem 15. Jahrhunderte verfolgen können; es ist begreiflich, warum bei uns bis zu Peter dem Großen keine denkende Klasse, keine Schule freier Geister bestand, welche Europa wissenschaftliche Genies wie Kopernikus, Kepler, Galilei, Newton lieferte; warum endlich das russische Volk in Ermanglung einer denkenden Klasse, die es geleitet hätte, nicht imstande war, zu einer rationellen, idealen Weltanschauung, zu einer wissenschaftlichen Methode der Forschung der Natur zu gelangen."

Einen tiefen Einblick in das Familienleben Großrußlands gewährt uns die ursprünglich in der Monatsschrift „Dielo" und dann als Separatabdruck in den Jahren 1872 und 1879 erschienene „Geschichte der russischen Frau" von Schaschkow.

„Das Schicksal der russischen Frau — sagt er — ist wenig beneidenswert. Im Laufe ihres historischen Daseins vergoß sie viele Tränen, erduldete in der Familie wie in der Gesellschaft Sklaverei und Erniedrigung, ohne durch diese Leiden etwas zu erkaufen, was sie in der Geschichte der Menschheit ausgezeichnet hätte. Nach dem Ausspruche eines russischen Dichters sind die drei größten Unglücksfälle, die einer Frau beschieden sein können: einen Sklaven zu heiraten, die Mutter eines Sklaven zu werden, das ganze Leben hindurch einem Sklaven zu gehorchen. Nun, der armen russischen Frau blieb keiner dieser verhängnisvollen Schicksalsschläge erspart."

„Angesichts der politischen Sklaverei und einer völlig untergeordneten Stellung der Frau in der Familie, verbreitete sich in Rußland die Wahnidee von der Verworfenheit des weiblichen Wesens. Dieses Vorurteil erhielt die Weihe der Religion und der Gesetzgebung und gelangte in unserem ganzen sozialen Leben, in unseren Sitten und Gebräuchen zur Geltung. Die Mehrzahl unserer Geschichtsschreiber bestätigt dies."

Dies war jedoch keinesfalls die Ansicht der slawischen Stämme überhaupt. Ihre Frauen zeichneten sich vielmehr durch Freiheitsliebe und Unabhängigkeitssinn aus. In jeder ursprünglichen Gesellschaft stößt jedoch der Beobachter auf eine Menge von Gegensätzen, weil der Gärungsprozeß und der Kampf der verschiedenen Elemente, die mit der Zeit eine kompakte Masse bilden, fortdauern. In der ursprünglichen Geschichte liegen die Grundsätze der Unabhängigkeit und der Gleichberechtigung der Frauen im Kampfe mit den patriarchalischen Grundsätzen ihrer Unterwerfung unter die Familie und den Gemahl.

Überall wo sich das patriarchalische System entwickelte und die Autorität des Familienvaters, der die Einheit des Geschlechtes sicherte, im Wachsen war, verschlechterte sich die Lage der Frau. Dieselbe war geachtet und geschätzt bei den Slawen und Germanen, während die asiatischen Nomaden sie als ein schwaches, unreines und niedriges Geschöpf betrachteten und verachteten. In dem Maße, als sich das russische Volk mit den Asiaten kreuzte, nahm es deren Sitten und Trachten, deren Mythen, Legenden und Ansichten über die Frauen an. Nach und nach, unter der Einwirkung der patriarchalischen asiatischen Anschauungen, verwandelte sich die geachtete, mit übernatürlicher Macht ausgestattete Frau der Slawen in den Augen der Großrussen in eine böswillige Teufelin, die mit den Geistern der Finsternis Verhältnisse pflegt. Die Hexe beraubt den Boden und die Frauen ihrer Fruchtbarkeit, hemmt den Regen und den Tau, ruft Stürme und Krankheiten herbei, verfolgt die Menschen, verwandelt sie in Tiere usw. Als im Jahre 1024 im Gebiete Suzdal und im Jahre 1072 im Fürstentume von Razan ein furchtbarer Hunger herrschte, tötete das Volk unter dem Einflusse derartiger Ansichten viele Frauen. Wir sehen also, daß schon an der Wiege des russischen Volkes die Neigung zu einem sozialen Zustande, der die Sklaverei der Frau unausbleiblich machte, vorhanden war.

„Nirgends in Westeuropa — sagt Schaschkow — fanden die Grundsätze der patriarchalischen Familie so günstige Entwicklungsbedingungen als in Rußland. Im Laufe von Jahrhunderten trieben sie so tiefe Wurzeln im Leben des Volkes, daß das Rußland des 16. und 17. Jahrhunderts eine ebenso patriarchalische Gesellschaft bildete wie Tibet, China und das patrizische Rom. Auch gegenwärtig beherrschen diese Prinzipien allmächtig das Leben unserer Bauern, unserer Bürger, unserer Kaufleute und unserer Geistlichkeit. Westeuropa entwickelte sich unter dem Einflusse der römischen Zivilisation,

die sich zur Zeit der Cäsaren durch die Zersetzung der alten Familie und die Abschwächung der patriarchalischen Grundsätze kennzeichnete. Deshalb entfaltete sich in Westeuropa die Individualität, und die patriarchalischen Grundsätze waren nicht im stande, sie zu unterjochen, umsoweniger, als diese Grundsätze überdies auf den Widerstand der katholischen Kirche stießen. Die Russen dagegen traten nicht mit den zivilisierten Römern, sondern mit barbarischen, von patriarchalischen Grundsätzen durchdrungenen Asiaten in Berührung. Die Meria, die Tschudi, die Monroma, die Polowcen, die Berendieï und andere Nomaden kreuzten sich mit den Großrussen, mischten das slawische mit dem asiatischen Blute, übten ihren Einfluß auf unsere Sprache, unsere Sitten, unsere Gebräuche, unseren Charakter, unsere Anschauungen aus und förderten die Ausbildung der patriarchalischen Zustände, in welchen sie selbst seit Jahrhunderten in ihren schmutzigen Zelten lebten. Der mächtige Einfluß des halbasiatischen Byzanz wirkte im nämlichen Sinne auf die Gestaltung der russischen Gesellschaft. Die asiatischen Ideale der Ehe, der Familie, des sozialen Lebens fanden die eifrigsten Verteidiger unter unseren alten Moralisten, Schulmännern, Juristen und Theologen. Dank dieser jahrhundertelangen Propaganda entwickelten und befestigten sich die patriarchalischen Grundsätze und die Weltauffassung, zu der das Volk von selbst gelangte, herrscht bereits das zweite Jahrtausend allmächtig und drückt sich in den mannigfachsten Formen, in den Sitten und Gebräuchen, den Sprichwörtern und Volksliedern aus. Auch im „Domostroï“ (Hausrechte) von Sylvester und in den Lustspielen von Ostrowski läßt sich diese Auffassung erkennen.“

Die ungeteilte Familie, die nicht allein aus Vater, Mutter und Kindern, sondern auch aus allen nahen Verwandten mit Ausnahme der verheirateten Frauen bestand, bildete den Stamm, das Geschlecht, die Grundeinheit der russischen Gesellschaft. Auch jetzt sind in vielen Gegenden Großrußlands diese zahlreichen Familien, die alles gemeinsam besitzen und einen Dvor (Haus) bilden, zu finden. . . . Der Dvor bildete eine Welt für sich, die durch den mit unbeschränkter Macht ausgestatteten Familienvater despotisch regiert wurde. Der „Domostroï“ lehrte, daß der Vater der Herr, der Lehrer, der Apostel, der Vorsteher des Hausklosters sei und daß die Mitglieder der Familie ihre Individualität vollkommen aufgeben müssen.

„Ebenso wie in China strebte die russische Erziehung vor allem die Entwicklung der häuslichen Tugenden an. Der Vater war der

erste und sehr häufig einzige Erzieher seiner Kinder und das ganze pädagogische System beruhte auf der Furcht. Die Erziehung war so innig mit Peitschen- und Knutenhieben verbunden, daß man den Unterricht Bestrafung (Nakazanie) nannte. Die zahlreichen Moralisten, die über Erziehung sich äußerten, empfahlen mit der unnachsichtlichsten Strenge, ja mit Grausamkeit vorzugehen. Sie schöpften ihre Ratschläge zumeist aus byzantinischen Werken, aber laut Lawrowskis „Denkschrift über die alte Erziehung" ließen die russischen Übersetzer gewöhnlich jene Stellen der griechischen Originale aus, die von der Notwendigkeit, die Kinder mit Liebe und die Diener mit Nachsicht zu behandeln, sprachen. „Schwäche deine Hiebe nicht ab aus Liebe zu den Kindern", lehrt der „Domostroï", „schlage blutig deine Kinder und sie werden dein Trost sein. . . . Erziehe deine Tochter in Furcht und du wirst ihre Keuschheit bewahren; sie soll gehorsam sein und keinen eigenen Willen haben." Der gleiche Vorgang wird gegenüber der Frau und der Dienerschaft, die laut dem „Domostroï" Gott uns zur Bedienung gab, angeraten. Die Moralisten warnen sogar den Vater, seine Kinder zu sehr zu lieben, denn die Kinder zu sehr zu lieben, ist ebenso schädlich, wie zu viel Schnaps zu trinken."

Obwohl diese Ratschläge zumeist byzantinischen Quellen entnommen waren, war doch das russische Leben ein so empfänglicher Boden für ihre Anwendung, daß der russische Familienvater dem Ideale des „Domostroï" vollkommen entsprach, ja es sogar übertraf. Er regierte sein Haus wie eine Zuchthausabteilung durch die Furcht vor Stock und Peitschenhieben. Der unter solchen Verhältnissen erzogene junge Russe kannte, wenn er seinerseits Familienhaupt wurde, keine anderen Gesetze als seinen eigenen Willen, der seiner mangelhaften Bildung gemäß wild, rücksichtslos und zu bestialischen Ausschreitungen geneigt war. Die patriarchalischen Prinzipien durchdrangen das ganze soziale Leben Rußlands. Auf allen Stufen herrscht der die Familie regierende Despotismus. Brouskow, der Held einer Komödie von Ostrowski und Iwan der Grausame repräsentieren, jeder in seinem Bereiche, dieselben Grundsätze.

Sowohl nach den Gesetzen, als auch nach der Ansicht des Volkes konnte der Vater über seine Kinder ohne jede Beschränkung verfügen. Er verheiratete, enterbte, verjagte, vermietete, verkaufte sie. Er hatte zwar nicht das Recht, sie zu töten, aber er konnte sie verstümmeln und zu Tode peitschen. . . . Die Familie bildete eine gesellschaftliche Einheit, eine juristische Person, deren Haupt und Repräsentant der

Vater war. Die alte Familie nahm das Individuum vollkommen in sich auf und trug sowohl die moralische als gesetzliche Verantwortung für dasselbe. Wenn ein Gutsbesitzer einen fremden Leibeigenen erschlug, so war dessen Herr befugt, den besten Leibeigenen samt dessen ganzer Familie von den Gütern des Totschlägers wegzunehmen. Zur Zeit Iwans des Grausamen ging diese kollektive Verantwortlichkeit am weitesten. Es kam vor, daß Iwan Bojaren samt ihren Frauen, Kindern, Dienstleuten, Leibeigenen, Haustieren, ja sogar samt den Fischen in ihren Teichen töten ließ.

Solche Grausamkeiten lassen sich nicht durch bloße Launen des Despoten erklären. Sie drücken die Idee der Solidarität des Geschlechtes aus, der zufolge jedes Mitglied der Familie für die ganze Familie verantwortlich ist. „Das Hervortreten der Geschlechter und die Unterwerfung der Individuen in der Familie kennzeichnen sämtliche sozialen Verhältnisse Altrußlands“ — sagt Schaschkow. — „Unsere Gemeinde bestand aus Familien und Geschlechtern und nicht aus freien, ebenbürtigen Individuen. . . Die fürstliche Macht wies ebenfalls den patriarchalischen Charakter auf. Die Familie der Ruriks betrachtete Rußland als ihr Familiengut, ebenso wie eine Bauernfamilie ihr Gut als Familiengut betrachtet. Ihre langwierigen Familienkriege endeten mit der Gründung der patriarchalischen Macht des über ganz Rußland alleinherrschenden Zaren. Aber alle Erscheinungen des sozialen Lebens trugen einen Familiencharakter. Die väterliche Macht war das Urbild jeder Macht und die Familie das Urbild des Staates.“

Einen zweiten ebenso mächtigen Faktor bei der Unterwerfung der Frau bildete der Byzantinismus. „Der Byzantinismus prägte dem ganzen Leben Altrußlands den Stempel einer düsteren Zurückgezogenheit auf. Rußland war ein ausgedehntes, unkultiviertes, armes, von ungebildeten Völkern bewohntes Land, welches weder Universitäten und Schulen noch gebildete Klassen besaß. Die schönen Künste schmückten nicht sein Leben, der freie Gedanke galt als Verbrechen, und Europa war in den Augen der Russen die Wohnstätte verdammter Häretiker. Man sah in Rußland eine stattliche Menge von Wahnsinnigen, Besessenen, Propheten und Gottesmännern aller Art; Scharen von Pilgern, Wahrsagern und Schwarzkünstlern wanderten nach allen möglichen Richtungen herum; Tausende von Bettlern belagerten die Klöster, die Kirchen und die Häuser der Reichen; Tag und Nacht hörte man Glockenklänge und verspürte überall Weihrauchduft. Mit einem Worte, Rußland war das Tibet Europas, das Klosterleben war sein Ideal,

die Wüste sein Paradies.“ Insbesondere aber trat der orientalische Asketismus gegen den geschlechtlichen Trieb auf. Selbst die Ehe war nichts anderes als ein der menschlichen Bosheit und Schwäche widerwillig eingeräumtes Zugeständnis. In der Kirche wurde die untergeordnete Stellung der Frauen durch viele Gebräuche hervorgekehrt.

Neben dem religiösen Asketismus und der Organisation der Familie nach patriarchalischen Grundsätzen betrachtet Schaschkow den Einfluß der asiatischen Völker als den dritten Faktor, der zur Unterwerfung der Frau in Rußland am meisten beitrug. „Lange bevor Rußland durch die Mongolen erobert wurde, finden wir dort die Türken, die Berendiei, die Polowcen und andere asiatische Stämme. Dieselben kreuzten sich mit den Russen, vermischten ihr Blut mit dem slawischen Blute und wirkten auf unsere Sprache, unsere Sitten, unsere Gebräuche, unsere Ideen, unseren Charakter und unsere Anschauungen ein. Die zweihundertjährige Herrschaft der Mongolen befestigte diesen Einfluß, förderte bei Männern die despotischen Gewohnheiten eines asiatischen Hausherrn, bei den Frauen die sie auszeichnende Passivität. Nachdem wir uns vom mongolischen Joche befreit hatten, eroberten wir Kasan, Astrachan, Sibirien, den Kaukasus und die kirgisische Steppe. Überall kamen wir in Berührung mit asiatischen Völkern und infolge der Kreuzung entstand eine neue Rasse, deren Entwicklung durch das fortwährende Zuströmen asiatischen Blutes sowie durch den Einfluß asiatischer Anschauungen, Überzeugungen und Sitten aufgehalten wurde und noch aufgehalten wird. Dieser Einfluß beschränkt sich keineswegs auf die unteren Schichten der Bevölkerung; die Mehrzahl unserer adeligen Geschlechter ist asiatischer Abstammung.“

„Wir sehen daher, daß alle Verhältnisse des altrussischen Lebens zur vollkommenen Unterwerfung der Frau führten. Man betrachtete sie als ein den Männern untergeordnetes Wesen und behandelte sie als Dienerin, als Sklavin, als Werkzeug zur Fortpflanzung des Geschlechtes. Ihr Leben und ihre Tätigkeit waren auf den engsten Bereich des Familienlebens beschränkt.“ Unter der Einwirkung der oben erwähnten Faktoren verschwanden allmählich die alten Vorrechte der slawischen Frauen, und nicht allein die ungebildeten Moskowiter, sondern selbst die zivilisiertesten Russen des 16. Jahrhunderts, wie Fürst Kurbski, skandalisierten sich darüber, daß die Frauen in Ruthenien und Polen so wenig in die Zurückgezogenheit verwiesen wurden.

Hiermit schließen wir die Geschichte der russischen Frau und wollen noch einen Blick auf das russische Familienleben werfen. Der

russische Molière, Ostrowski, weiht uns in die Anschauungen, die Sitten sowie in das Familienleben seiner Landsleute ein. Wir werden seine Darstellung nach dem berühmten russischen Kritiker Dobroliubow wiedergeben. Derselbe benannte seinen Essai über die Komödien von Ostrowski „Das Reich der Finsternis“ und veröffentlichte ihn zuerst in der russischen Monatsschrift „Gegenwart“, sodann im dritten Bande seiner sämtlichen Werke.

„Es wird allgemein anerkannt — sagt dieser hervorragende russische Kritiker, — daß Ostrowski die Gabe der Beobachtung und der Darstellung des Lebens der Klassen, mit welchen er sich in seinen Komödien befaßt, im höchsten Grade besitzt.“ Er schaut in das Innere der Menschenseele, schildert deutlicher und ergreifender als irgend jemand die unseligen Zustände des russischen Familienlebens, die den Menschen erdrücken und jede freie Regung hemmen, und obwohl er sich nur mit den mittleren Klassen befaßt, schafft er nicht bloß charakteristische Typen von Kaufleuten und kleinen Beamten, sondern allgemein-nationale Typen.

Das öffentliche Leben nimmt in den Komödien von Ostrowski nur wenig Raum ein, weil es in Rußland kein Feld für die Tätigkeit der Menschen bietet. Dafür aber befaßt er sich erschöpfend mit dem Familienleben und den Vermögensverhältnissen. Die Kollisionen und die dramatischen Lösungen werden in Ostrowskis Komödien durch den Zusammenstoß der Älteren mit den Minderjährigen, der Reichen mit den Armen, der Gewalttätigen mit den Unterdrückten herbeigeführt.

„Nach diesen Bemerkungen wollen wir das in den Komödien von Ostrowski geschilderte Reich betreten. Wir werden die Bewohner dieses Reiches beobachten, und unsere Leser werden sich bald überzeugen, daß wir es nicht umsonst das Reich der Finsternis benannt haben.“

„Da stehen sie vor uns, demütig und wehmütig, unsere jüngeren Brüder, die durch das Schicksal zu einem Märtyrerleben verurteilt wurden. Der gefühlvolle Michael, der gutmütige Bruskow, die arme verlobte Marie, die entehrte Eudoxie, die unglückseligen Daria und Nadejda, sie alle, stumm, untertänig, mißmutig und resigniert... Es ist eine ganze Welt von Unglücklichen, deren Leiden sich dem Auge entziehen, die kaum zu seufzen wagen, eine stumme Welt unter hartem Drucke stehender Wesen, die nur selten durch eine im Keime unter-

drückte Klage belebt wird. Weder Licht noch Wärme ist im engen, dunklen, feuchten und faulen Gefängnisse zu verspüren. Es dringt kein Laut, kein Schimmer von Licht hinein. Ein Funken des heiligen Feuers, das in jeder Brust glüht, erglimmt von Zeit zu Zeit, erstickt aber bald im Kote des alltäglichen Lebens. Freilich kann der Funke in dem feuchten, erstickenden Gefängnisse kaum unter der Asche glimmen; aber manchmal sprüht er doch empor, wenn auch nur auf eine kurze Weile, und erhellt die düsteren Mienen der Gefangenen mit einem Schimmer des Guten und Wahren. Bei dieser momentanen Beleuchtung gewinnen wir die Überzeugung, daß die Gefangenen, unsere Brüder, daß diese schmutzigen, stummen, wilden Wesen menschliche Regungen besitzen, und unser Herz erfüllt sich mit Wehmut und Schauder. Die unseligen Gefangenen schweigen, verbleiben in lethargischer Steifheit, rütteln nicht einmal an ihren Ketten. Sie haben kaum einen Begriff von ihrer traurigen Lage und widerstandslos beugen sie sich unter die erdrückende Last, obwohl sie fühlen, wie viel sie leiden. Sie ertragen jedoch alles, ohne zu klagen und ohne sich zu regen, weil sie wissen, daß jeder Laut, jeder Seufzer, jede Bewegung des mit Ketten behängten Körpers ihr Los verschlechtert. Sie haben keine Hoffnung, daß sich ihre Lage je verbessern werde. Sie stehen unter der Herrschaft des hoffärtigen, sinnlosen, willkürlichen Despotismus, der weder die Gesetze der Vernunft noch der Gerechtigkeit kennt. Nur das wilde Geheul der harten Despoten unterbricht die Stille des Gefängnisses und bringt Schrecken und Verwirrung in diesen Friedhof menschlichen Wollens und Denkens.

Und doch sind diese unseligen Leute lebendige Menschen, die nicht im Grabe geboren sind und im Grabe nicht leben können. Einst, zur Zeit ihrer sorglosen Kindheit, lächelte auch ihnen das Lebensglück. Sie behalten diese selige Zeit stets in frischer Erinnerung. Bei dem rücksichtslosen Übermut des Despoten, bei den Hieben, die er nach allen Seiten austeilt, gedenken sie der glücklichen Zeit ihres sorgenlosen Lebens, der stolzen Hoffnungen und Wünsche, die zwar unerfüllt, aber auch unvergessen geblieben sind. Endlich regt sich der schwarze Niederschlag der Unzufriedenheit, der zurückgehaltenen Wut, des ohnmächtigen Hasses, und sowie er auf der Oberfläche erscheint, ruft er widerwärtige, schauerliche Auftritte hervor. Es gibt kein Feld, keine Gelegenheit für freie Gedanken, freundliche Worte, edle Bestrebungen, so wenig als für ehrliche Arbeit. Aber solange der Mensch lebt, behält er die Lust zum Leben, das Bestreben, sein Dasein durch äußere Handlungen zu manifestieren. Je strenger dieses sein Bestreben verfolgt wird, um so wider-

licher werden seine Äußerungen; sie können jedoch nicht ausbleiben, solange der Mensch nicht zur Mumie geworden ist.

So groß ist nun die Kraft des willkürlichen, sinnlosen Despotismus im Reiche der Finsternis, des Despotismus der Torzow, der Bruskow, der Ulanbeks und der sonstigen Helden Ostrowskis, daß viele Leute ihr eigenes Urteil, ihren eigenen Willen, ja sogar jedes Gefühl verlieren, — mit einem Worte, alles einbüßen, was unser moralisches Leben ausmacht, und daß sie ein Idiotendasein fristen, indem sie sich auf die tierischen Lebensfunktionen beschränken. Aber manche tragen mehr Lebenskraft in sich; diese speichern das Gift ihrer Unzufriedenheit auf, um es bei passender Gelegenheit auszulösen, aber bis zu dieser Zeit kriechen sie, ziehen sie sich oder rollen sich zusammen wie Schlangen. Sie bleiben stumm und trachten weder gehört noch bemerkt zu werden; sie wissen, daß jede rasche, unvorsichtige Bewegung ihnen Schmerz verursachen, jede Anstrengung die Eisen tiefer in das Fleisch drücken würde. Sie trachten zuerst die Hände zu befreien, um ihre Ketten durchfeilen zu können, dann beginnt die geheimnisvolle Arbeit. Sie betrügen, begehen Niederträchtigkeiten, brüten Unheil und verfolgen, voll Gehässigkeit gegen ihre Umgebung, ausschließliche eigene Interessen, die Sicherung ihrer Zukunft. Sie haben keine böswilligen Ziele, sie hegen nicht die Absicht, einen systematischen Kampf zu führen, sie zeichnen sich nicht einmal durch Schlauheit aus. Ihre Handlungen sind eine Folge der Verhältnisse, eine unbewußte, widerwillige Äußerung des Selbsterhaltungstriebes. So wie der Senftgeist Tränen in die Augen treibt, werden auch diese Leute durch die Umstände dazu getrieben, als Betrüger, Heuchler und Egoisten zu handeln, da ihnen jede ehrliche, nützliche Arbeit verwehrt wird. Man sollte sie nicht verdammen, aber es mag ratsam sein, sich behutsam gegen sie zu verhalten, weil sie nicht wissen, was sie beginnen. Erzogen im Sklaventum, unter steter Androhung körperlicher Züchtigung, leben sie als Sklaven und sind gezwungen sich die Hauptvorteile eines Sklaven, eine grenzenlose Arglist, anzueignen.

Und wirklich, welche Schranken sollen sie sich selbst ziehen, welche Wahrheiten, welche Rechte sollen sie achten? Der willkürliche Despotismus unterdrückt sie, erwürgt sie, saugt sie widerrechtlich, sinnlos aus. Unter solchen Verhältnissen können sich die Grundsätze der Moral, der Gerechtigkeit, des Rechtes und des Pflichtgefühls nicht entwickeln. Darum ist nach der Ansicht dieser Leute der schändlichste Betrug ein Hazardspiel, der abgefeimteste Schurkenstreich eine geschickte

Handlung. Sie sind im stande euch zu betrügen, auszurauben, zu ruinieren und dabei gemütlich, liebenswürdig, herzlich zu sein. Sie sind weder böswillig noch listig, sondern sie haben den Drang, emporzukommen, sich von dem drückenden Joche der willkürlichen Despoten zu befreien. Sie wissen, daß sie nur durch Betrug Mittel erlangen können, welche ihnen die Möglichkeit bieten, ebenso frei wie diejenigen, von denen sie unterdrückt werden, zu leben. Sie fangen daher an zu betrügen, zu heucheln, zu stehlen und fremdes Gut anzusammeln. Was sollte sie das kümmern, daß es fremdes Gut ist! Sie haben ja alles, was sie hatten, ihren Willen und ihre Freiheit verloren und doch sollen sie sich mit der Frage befassen, ob sie ehrlich oder unehrlich handeln! Können sie noch unschlüssig sein, wenn sie Gelegenheit finden, jemand zu ihrem Vorteil zu schädigen?

So finden wir im Reiche der Finsternis, das uns Ostrowski darstellt, eine scheinbare Unterwerfung und jenen lautlosen Schmerz, der die Leute zum Idiotismus, zum gänzlichen Aufgeben ihrer Persönlichkeit treibt, gemischt mit slawischer Arglist, scheußlicher Schurkerei, und einer grenzenlosen Perfidie. Da kann niemand irgendwem trauen. Es kann jederzeit vorkommen, daß sich einer rühmt, den Freund geschickt betrogen oder bestohlen zu haben; jener wird sich des Geldes und der Papiere seines Kompagnons bemächtigen und ihn ins Schuldgefängnis bringen. Der Schwiegervater wird seinen Schwiegersohn, der Bräutigam seine Vermittlerin, die Braut ihre Eltern, die Frau ihren Mann betrügen. Nichts ist heilig, nichts rein, nichts wahr im Reiche der Finsternis! Der ungerechte, willkürliche, sinnlose und wilde Despotismus, der diese Welt beherrscht, verbannt aus ihr jeden Begriff von Ehre und Recht. Und fürwahr, können diese Begriffe bestehen, wo Menschenwürde, persönliche Freiheit, der Glaube an Liebe, an Glück und ehrliche Arbeit durch die Despoten schamlos mit Füßen getreten werden?

Dennoch wird nicht weit von diesen Menschen, jenseits der Mauer, ein anderes, ein heiteres, reines, zivilisiertes Leben geführt. Beide Teile des Reiches der Finsternis fühlen seine Überlegenheit, sie fühlen sich von ihm bald angezogen, bald zurückgestoßen. Aber die Grundlagen, die Grundsätze, die innere Kraft dieses Lebens sind den Bedauernswürdigen, die weder ans Nachdenken gewöhnt, noch zur Wahrhaftigkeit in den alltäglichen Verhältnissen erzogen sind, unverständlich. Nur die äußeren Zeichen der Zivilisation fallen ihnen in die Augen, nur diese verurteilen sie, wenn es ihnen einfällt, Gegner

der Zivilisation zu sein, nur diese ahmen sie nach, wenn sie als Herren leben wollen. Ein alter Despot läßt sich den Bart rasieren und fängt an sich mit Champagner anstatt mit Schnaps zu berauschen, seine Tochter singt unmögliche Lieder und verliebt sich in Offiziere, sein Sohn führt ein ausschweifendes Leben und macht den Balletdamen kostspielige Geschenke. Das ist alles, was diese Leute von der Zivilisation annehmen! Diejenigen hingegen, die für diese neue Welt keine Vorliebe haben, betrachten vorzugsweise Hirnverbrannte als Vertreter der neuen Zivilisation, wie die Gestalten Wichoren und Balsaminow von Ostrowski, und greifen ihretwegen die neue Richtung an. Ohne Zweifel werden die neuen Grundsätze die dumpfen Sümpfe einst überschwemmen und sie in einen großen, durchsichtigen See umwandeln. Jetzt aber machen sie auf die Einwohner des Reiches der Finsternis den Eindruck eines unheimlichen Traumes. Sogar denjenigen, die der neuen Richtung folgen wollen, sind sie lästig. Weil sie weder die Grundsätze der Zivilisation, noch deren Streben verstehen, wissen sie nicht, wie sie ihre Rechte zu verteidigen und wie sie ehrlich zu arbeiten haben und deshalb kehren sie zu ihren alten Gewohnheiten, zu unlauteren Geschäften und zu den Lügen des Despotismus zurück.

„Das ist — sagt Dobroliubow — der allgemeine Eindruck, den die Komödien von Ostrowski, wie wir sie verstehen, auf uns machen."

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen geht Dobroliubow auf die einzelnen Komödien von Ostrowski über, „um die tiefe Verderbtheit und die unehrlichen, gegen die Natur verstoßenden Verhältnisse aufzudecken, die das unmittelbare Ergebnis des auf allen lastenden Despotismus sind". Leider können wir Dobroliubow in seinen äußerst interessanten Beweisführungen nicht folgen. Wir müssen uns beschränken darauf hinzuweisen, daß es nach seinen Darlegungen ebenso wie im Familienleben, wo das Haupt für die ganze Familie denkt und handelt, auch im Volksleben sich verhält und daß deshalb der Despotismus allenthalben Passivität, Mangel an Charakter und Ehrlichkeit zur Folge hat.

Dies wird auch von den Russen selbst anerkannt. 1873 veröffentlichte Markow in der besten russischen Monatsschrift „Europäische Nachrichten", fünftes Heft, einen „Die allgemeine Indolenz" betitelten Artikel. „Das Wesen unserer sozialen Krankheit — sagt er darin — läßt sich kurz und bündig bezeichnen: wir leiden an Mangel an Charakter. Wir haben viele gescheite, fähige, talentvolle Leute, noch mehr geschickte Leute, die sowohl ihre eigenen Angelegenheiten wie die

ihrer Angehörigen gut besorgen. Aber wir haben keine Bürger — Citoyens — im wahren Sinne des Wortes."

„Ich wohne am Ende des Ortes und kümmere mich nicht um das, was im Ort geschieht" — in diesen Worten drückt sich das Bürgertum des Russen aus. Die Gleichgültigkeit gegen die öffentlichen Angelegenheiten ist eine allgemeine. Das Sprichwort: „Die Pflicht eines jeden ist niemands Pflicht!" findet hier seine Anwendung aus dem Grunde, weil wir keine Charaktere haben. Dies ist ein schreckliches, aber keinesfalls übertriebenes Urteil.

„Wir heben oft lobend hervor, daß die radikalsten Reformen bei uns sympathisch begrüßt und widerstandslos durchgeführt werden. Gerne vergleichen wir unsere Fügsamkeit in öffentlichen Angelegenheiten mit dem hartnäckigen Widerstande einzelner Klassen und Interessenkörper in England, Frankreich und anderswo gegenüber den nützlichsten, unbedingt notwendigsten und gerechtesten Reformen. Es ist ein großes Glück, daß die denkwürdigen Reformen Alexanders II. auf keine Hindernisse stoßen, nur meine ich, daß unser guter Wille keine große Rolle dabei spielt und daß wir in der Geschichte dieser Reformen in einem ungünstigen Lichte erscheinen."

„Ich habe — sagt Markow ferner — keine Sympathien für die Ultramontanen, Legitimisten und Junkers. Ich erkenne jedoch die Energie an, mit welcher sie für ihre Ansichten kämpfen, sowie ihre starke Organisation. Bei uns hingegen zeigt die Möglichkeit der Durchführung der Reformen nicht unsere Sympathie für dieselben, sondern unsere soziale Nullität. Wir haben keine Charaktere und darum hat es niemand gewagt, seine Ansicht auszusprechen."

Die in Rußland gegenwärtig herrschende Stimmung bestätigt die Richtigkeit der Behauptungen Markows. Im Laufe des 19. Jahrhunderts änderte die Regierung mehrmals ihren Kurs und die allgemeine Meinung folgte widerstandslos jeder neuen Richtung. So zum Beispiel war Rußland liberal mit Kaiser Alexander I.; und als sich dieser Herrscher zu mystisch-reaktionären Doktrinen bekehrte, folgte ihm die allgemeine Meinung Rußlands nach. Mit Nikolaus I. war Rußland reaktionär und verherrlichte das System der Bewunderung, welches unter ihm seinen Höhepunkt erreichte. Als er gestorben war, applaudierte ganz Rußland dem liberalen Reformer Alexander II., um mit dessen Sohne abermals reaktionär und ultranational zu werden. Kurz, alles, was die Regierung tun mochte, fand die Anerkennung des

Volkes, jede vom Zaren ausgegebene Losung wurde sofort aufgegriffen und angenommen.

Alexander III. war seit Peter dem Großen der erste Zar, der die Deutschen haßte und Europa verachtete. Als er noch Thronfolger war, war es in seinem Palais verboten, deutsch zu sprechen, und als Zar verkündete er, daß Rußland für die Russen da sei. Und so nahm er die Russifizierung der baltischen Provinzen in Angriff, die sich bisher durch ihre Loyalität und ihre grenzenlose Hingebung an Rußland ausgezeichnet und dem Zarentum das Hauptkontingent an höheren zivilen und militärischen Würdenträgern geliefert hatten. Unter seiner Regierung ist die Idee entstanden, Finnland mit dem russischen Kaiserreiche in engere Verbindung zu bringen, was in dem so hoch entwickelten und seine, durch die Zaren beschworenen Rechte so hoch schätzenden finnischen Volke, dessen Haltung gegenüber Rußland in jeder Hinsicht loyal gewesen, große Bewegung hervorrief.

Alexander III. zeichnete sich durch große Willenskraft aus und er trug nur ungern bestehenden Verhältnissen Rechnung, was uns auch seine Haltung gegenüber Bulgarien erklärt. Seine ganze bulgarische Politik, insbesondere die Episode Kaulbars, hat sich nach direkten Weisungen des Zaren und entgegen den Intentionen des Ministeriums des Äußern vollzogen, das eingedenk seiner glorreichen Traditionen keinen Weg vorschlagen konnte, der Rußlands Interessen auf der Balkanhalbinsel schädigen mußte. Alexander III. war Anhänger der ultranationalen Richtung Katkows und sein gewesener Lehrer, der Oberprokurator des heiligen Synod, Pobiedonoszew, gab Katkows nationaler Politik die fanatisch-religiöse Richtung, die in der Verfolgung der Griechisch-Unierten, welche man gewaltsam zum Übertritte zum orthodoxen Glauben zwang, sowie in der Verfolgung der Katholiken, Lutheraner, Stundisten und anderer Sekten der Altgläubigen sich ausdrückte. Dieses System stand wenig im Einklange mit den Grundsätzen der Duldung, welche Rußland anzuerkennen behauptet, es widersprach bestehenden rechtlichen Anordnungen und lieferte die Volksschule dem orthodoxen Klerus aus. Endlich hat Zar Alexander III. den ohnehin engen Wirkungskreis des Semstwo noch mehr eingeschränkt und er hat womöglich die administrative Willkür noch verschärft, was in ganz Rußland jene schwüle Atmosphäre erzeugte, die an die Zeiten Nikolaus I. erinnerte.

Nikolaus II. scheint als Mensch besser zu sein, als sein Vorgänger, doch er hat einen schwachen Willen, er unterwarf sich der starken

Willenskraft seines Vaters, auf den er sich immer berief, und er unterlag dem Einfluße seiner Mutter, die mit Enthusiasmus an den Anschauungen ihres Gemahls hing. Seine Fahrt nach Warschau, die Erlaubnis ein Mickiewicz-Denkmal aufzustellen und die Ernennung des Fürsten von Imeretyński zum Statthalter in Warschau schienen den Polen bessere Zeiten anzukündigen. Aber die guten Absichten des Fürsten Imeretyński stießen auf den Widerstand der maßgebenden Sphären in Petersburg und der Fürst war gezwungen, sich auf ein entgegenkommenderes Vorgehen der administrativen Behörden der Bevökerung gegenüber und auf die persönliche Annäherung an die polnische Gesellschaft zu beschränken. Schon bei seinem Nachfolger Tschortkof konnte weder von gutem Willen noch von Wohlwollen mehr die Rede sein. Es muß zugegeben werden, daß die Überlieferungen, die auf Kaiser Alexander III. zurückführten, Rußland der vollen Rechtslosigkeit, der Unterdrückung, der Russifizierung, der weitestgehenden Zentralisation, schließlich der Erhöhung der Willkür der Bureaukratie und der Geistlichkeit entgegentrieben. Wollte man daher diesen Traditionen treu sein, so war es unmöglich auf halbem Wege stehen zu bleiben, und den alten Vertrauensmännern Alexanders III. wurde es leicht, den willenlosen Nikolaus II. zu bestimmen, den Intentionen seines Vaters sich zu fügen. Schon Kaiser Alexander III. hatte 1890 die besondere finnländische Post und 1891 das besondere Komitee für finnländische Angelegenheiten aufgehoben. Aber er war doch nicht dazu zu bewegen gewesen, gegen gewisse finnländische, von den Zaren beschworene Rechte aufzutreten.

Erst unter Kaiser Nikolaus II. gelang es dem Kriegsminister Kuropatkin, dem späteren Oberfeldherrn der mandschurischen Armee, und dem Generalgouverneur von Bobrikow den Zaren zu überzeugen, daß die besondere finnländische Armee eine ständige Gefahr für Petersburg darstelle. Ein Komitee unter dem Vorsitz Pobiedonoszews sollte die Militärgesetze Finnlands mit denjenigen Rußlands in Einklang bringen. Am 15. Jänner 1899 wurde ein kaiserliches Manifest veröffentlicht, welches ankündigte, daß von nun an die allgemeinen Angelegenheiten des ganzen Kaiserreiches in Petersburg würden erledigt werden. „Ebenso wie unsere erlauchten Vorfahren,“ hieß es in dem Manifest, „erblicken wir in der Verschmelzung des Großfürstentums Finnland mit dem Kaiserreiche die Bedingung des Gedeihens Finnlands.“ Auf Grund dieses Manifestes wurde das besondere finnländische Heer aufgehoben und die Aushebung der Rekruten auf Grund

der allgemeinen Gesetze des Kaiserreiches durchgeführt, was im ganzen Großfürstentum Finnland große Aufregung hervorrief. Bisher waren finnländische Rekruten nur in finnländische Bataillone eingeteilt gewesen. Das ganze Volk erblickte in dieser Zarenbotschaft eine Verletzung der durch die Zaren beschworenen finnländischen Rechte. Von nun an sollte ein neues, erhöhtes, finnländisches Jahreskontingent in russische Regimenter eingeteilt werden, was der Bevölkerung, die an ihrem Rechte hing, sehr drückend schien. Nun erhob sich passive Resistenz in der ganzen finnländischen Bevölkerung. Die Mehrzahl der einberufenen Soldaten kam nicht zur Stellung. Die autonomen Behörden versagten ihre Intervention. Massenpetitionen wurden an den Zaren gerichtet, der sie nicht annehmen wollte. Der Generalgouverneur Bobrikow entwickelte seine ganze Energie in der Durchführung der neuen Anordnungen. Viele bedeutende Finnländer wurden aus ihrer Heimat ausgewiesen. Die Freiheit der Presse hörte auf. Mit einem Worte, dieses freie und glückliche Land mußte das ganze Elend durchmachen, das andere Völker, welche dem Joche der Zaren unterlagen, durch Jahrzehnte zu ertragen hatten. Endlich griffen die Finnländer zu Attentaten. Im Juni erschoß der Sohn eines finnländischen Senators und Generals, Enkel eines lutheranischen Bischofs, Eugenius Schauman, den Generalgouverneur Bobrikow und dann sich selbst und hinterließ in der Tasche einen Brief an den Zaren, in welchem er erklärt, daß, da er kein anderes Mittel hatte, den Zaren auf die unhaltbaren Zustände in Finnland aufmerksam zu machen, er sein Leben opferte, um Bobrikow unschädlich zu machen und die Aufmerksamkeit des Zaren auf die unhaltbaren Zustände in Finnland, Polen, den baltischen Provinzen, sowie im ganzen Kaiserreiche zu lenken.

Schon zur Zeit Alexanders III. begann im Kaukasus eine nationale armenische Gärung in den Schulen und Seminaren sich zu äußern, aber unter der wohlwollenden Regierung des Großfürsten Michael, Statthalters des Kaukasus, nahm diese Gärung keine bedeutenden Dimensionen an. Doch die Armenier besaßen große Kirchengüter, deren Wert man auf eine Milliarde Rubel schätzte, und welche die russische Bureaukratie in ihre Hände bekommen wollte; und da Zar Nikolaus II. geneigt war, chauvinistischen Ratschlägen zu folgen, ließ er sich zur Konfiskation dieses Vermögens bestimmen, damit die Armenier es nicht für ihre nationalen Ziele verwenden könnten. Die Konfiszierung dieses Vermögens nennt der Rußland freundlich gesinnte Herr Bérard in einem Artikel, welcher unter dem Titel: „Die Aufgaben Rußlands"

in der „Revue de Paris“, Aprilheft 1905, erschien, „Diebstahl“; er betont, daß dies ein unzweifelhafter, internationaler Diebstahl war, weil diese Summen, im Laufe der Jahrhunderte gesammelt, unzweifelhaft der armenischen Kirche der ganzen Erde gehörten. Als Bitten und Proteste sich als erfolglos erwiesen hatten und der Zar sogar den Catholikos von Etchmiadzin nicht zu empfangen geruhte, schritten die Armenier zu einer revolutionären Organisation, welche eine Reihe hoher Würdenträger, denen man einen Einfluß auf die Konfiskation zuschrieb, zum Tode verurteilte, und es entstanden die Attentate auf Generalgouverneur Galitzyn, Gouverneur Andriejew, und mehrere andere.

Die gegenwärtig in Rußland herrschende revolutionäre Strömung rief von Zeit zu Zeit Unruhen in Südrußland, im Kaukasus und an vielen anderen Orten hervor. Diese Unruhen wurden mit einer Grausamkeit niedergeworfen, die sehr wenig dem Charakter des Kaisers Nikolaus II. entsprach, dagegen eher an die Zeiten Nikolaus I. erinnerte; und die Gouverneure, welche bei solchen Anlässen die rücksichtslosesten waren, wurden ausgezeichnet. Bis zur jüngsten Zeit wurde gekämpft zwischen den Anhängern der Traditionen Alexanders III. und den Leuten, die zu einer mehr liberalen, den modernen Zeiten mehr entsprechenden Richtung hinneigten, und als die Repräsentanten dieser zwei Richtungen betrachtete man Plehwe und Witte. Nach dem Tode Plehwes, der ermordet wurde, kam Fürst Swiatopolk-Mirsky, den man zu den Anhängern Wittes zählt und der von einer Politik des Vertrauens sprach. Aber die Anhänger der entgegengesetzten Richtung betrachten sich noch nicht als besiegt. Der Kampf ist bisher nicht entschieden und das Volk weiß nicht, welche Richtung die Regierung einschlagen wird.

Aber wie im Familienleben, so läßt auch im öffentlichen Leben sich ein stiller, geheimer Protest gegen die in Rußland bestehende Ordnung der Dinge erkennen. Es gibt mitunter auch im Reiche der Zaren energische Charaktere, die keinen Raum zu einer gesetzlichen Tätigkeit finden. Dieselben werden zumeist schon in zarter Jugend unter die Aufsicht der Polizei gestellt, an ihrer Ausbildung gehindert und, falls sie zähe sind und nicht bald gebrochen werden, sozusagen künstlich gezwungen, sich der Umsturzpartei anzuschließen. Schon de Maistré sagte, daß Rußland eine durch den Königsmord gemilderte Despotie ist, wobei er die an den Orient gemahnenden Palastrevolutionen, die einen Regierungswechsel künstlich herbeiführten, meinte.

Im Jahre 1825, gelegentlich eines Thronwechsels, bemühte sich eine Handvoll edeldenkender Leute, die sich während der großen napoleonischen Kriege europäisiert hatten, eine Verfassung für Rußland zu erkämpfen. Sie fanden jedoch sehr wenig Verständnis bei den Massen, auf deren Unterstützung sie rechneten; man denke nur, daß ihre Losung lautete: „Es lebe Zar Konstantin und seine Gemahlin, die Konstitution". Gegenwärtig bemühen sich energische, aus allen Gesellschaftsklassen rekrutierte Leute, eine Änderung des Regierungssystems herbeizuführen und opfern ihr Leben diesem Zwecke. Und wenn man auch die Mittel, zu welchen die Nihilisten greifen, nicht billigen kann, so kann man ihnen doch Mut, Hingebung und Opferwilligkeit nicht absprechen; unwillkürlich kommen uns Dobroliubows Worte ins Gedächtnis: „Kein Feld, keine Gelegenheit für freie Gedanken, freundliche Worte, edle Bestrebungen sowie für ehrliche Arbeit. Aber solange der Mensch lebt, behält er die Lust zum Leben, d. h. den Trieb seine Existenz durch äußere Handlungen zu manifestieren. Je strenger dieses Bestreben verfolgt wird, um so widerlicher werden seine Äußerungen!"

Dabei darf man nicht die Bedingungen des modernen Lebens übersehen, welche günstig auf die Entwicklung der Massen einwirken. Die Eisenbahnen, der Telegraph, die Entwicklung des Handels, die freie Bewegung der Bevölkerung, all dies ruft einen freien Gedankenaustausch hervor und selbst die entlegensten Orte, welche die Regierung für politische Verbrecher wählt, werden ihren Absichten entgegen zu Lebenszentren. Unter solchen Verhältnissen ist die polizeiliche Aufsicht viel schwieriger als sie es unter Nikolaus I. war. Schon damals war sie nicht wirksam gewesen wegen des geringen moralischen Wertes der Polizeileute und wegen der Nebenzwecke, welche diese dabei verfolgten, aber gegenwärtig ist sie ganz unmöglich geworden. Der Fortschritt der Wissenschaft hat in die Hände der Revolutionäre eine furchtbare Waffe gelegt in der Gestalt der Explosivstoffe, denen, wie dies das Attentat auf Plehwe beweist, das in Petersburg unter den Augen der Polizei stattgefunden hat, weder eine zahlreiche Begleitung noch ein gepanzerter Wagen Stand hält. Die häufigen erfolgreichen Attentate auf hohe Würdenträger beweisen, daß Rußland viele Leute besitzt, die bereit sind, ihr Leben für den Kampf mit dem Zarentum zu opfern, und daß die bildenden Bedingungen des modernen Lebens, indem sie das Gefühl der persönlichen Würde erhöhen, dazu beitragen, den Widerstand der Unterdrückten zu erhöhen. Das ultra-nationale System Alexanders III. hat die Abwehr der Finnländer, der Armenier,

der Polen und der Juden hervorgerufen, und die unbegrenzte Willkür der Bureaukratie ruft auch die Abwehr der Russen selbst hervor. Wer das Leben der revolutionären Parteien Rußlands näher kennt, muß zugeben, daß seit der Zeit der Dekabristen ein großer Fortschritt bei ihnen sich konstatieren läßt. Man begegnet unter ihnen viel entschlosseneren Männern und stärkeren Charakteren, als dies bisher der Fall war. Wenn, wie dies bereits erwähnt wurde, de Maistré sagte, daß Rußland eine durch den Königsmord gemilderte Despotie sei, so läßt sich gegenwärtig sagen, daß die administrative Willkür in Rußland gemildert ist durch die Bakschische und durch die Attentate auf die Bureaukraten. Während die Bedingungen des modernen Lebens die Charaktere im revolutionären Lager zu stärken und zu entwickeln geeignet sind, trägt das offizielle Leben Rußlands nicht dazu bei, sie zu entwickeln.

Im September, Oktober und November 1903 erschienen in den „Europäischen Nachrichten", der besten russischen Monatsschrift, die „Memoiren eines alten Autonomisten" (eines Mitgliedes des russischen Ziemstwo). Bald nach der Emanzipation der Bauern unter Alexander II. wurden in den großrussischen Gouvernements, das ist in den rein russischen Ländern, wo die Nationalitätsfrage nicht besteht, die Ziemstwa, eine Art autonomistischer Behörden, eingeführt. Wir verlassen uns auf die Autorität der „Europäischen Nachrichten" und werden uns erlauben, einige charakteristische Züge aus den Memoiren des alten Autonomisten anzuführen.

Im Jahre 1870 verließ er das Heer, wo er bisher als Gardeoffizier gedient hatte und übernahm die Verwaltung seiner bedeutenden Güter. Der gewaltige Übergang von der Epoche Nikolaus I. zu den Reformen Alexanders II. brachte eine so starke Erschütterung hervor, wie seinerzeit die Reformen Peters des Großen, und in keiner anderen Epoche der russischen Geschichte finden wir so viele gebrochene Existenzen unter der russischen Intelligenz, so viele Dramen und Verzweiflungsszenen als damals. Und die intelligenten Schichten in Rußland sind doch so wenig zahlreich, so unbedingt notwendig zur Entwicklung des Volkes!

Zuerst, da er noch nicht volljährig war, befaßte er sich besonders mit der Wirtschaft, welche in seinem Bezirke in einem äußerst elenden Zustande war; keine Wege, sehr schlechte Gattungen Getreide, ein verkommenes Vieh, die primitivsten Ackerbaugeräte, so daß man mit viel Arbeit sehr geringe Resultate erzielte. Bald wurde

er ganz unerwartet zum Adelsvorsteher gewählt und ein paar Wochen später wurde er Vorsitzender des Ziemstwo (autonome Behörde des Bezirkes). Seine Wahl erklärt er durch den Mangel eines entsprechenden Kandidaten.

Als er sein Amt übernahm, überzeugte er sich bald, daß das Ziemstwo mit allen Behörden, mit welchen es zu tun hatte, auf Kriegsfuß stand und infolgedessen machte man ihm unaufhörlich alle erdenklichen Schwierigkeiten. Als unser Autonomist das Amt antrat, hatte sein Vorgänger bereits seit vier Monaten aufgehört zu amtieren, und trotzdem hielt man an allen Traditionen fest, obwohl alle Beamte sie als hellen Unsinn betrachteten. Als er ihnen einen Vorwurf daraus machte, antwortete man ihm: „Wir sind kleine Leute, wie konnten wir es daher auf unsere Verantwortung nehmen. Konnten wir wissen, daß Ihr Vorgänger sich mit Ihnen über alle diese Fragen nicht ins Einvernehmen gesetzt hat?" Der Mangel an Selbständigkeit einerseits, der phantastische Despotismus — samodurstwo genannt — andrerseits, lassen sich auf jedem Schritte in dem autonomen Leben Rußlands verspüren.

(Schluß folgt.)

Die neue Philosophie und der Begriff „Seele“.

Von **Anton Ganser.** Graz.

In diesen Blättern sind von mir schon einige Versuche veröffentlicht worden, um den geehrten Lesern derselben ein Bild jener erkenntnis-theoretischen Studien hervorragender Geister zu entwerfen, welche man mit dem Sammelnamen „Philosophie“ zu bezeichnen pflegt. Auch heute will ich einen solchen Versuch wieder wagen, ohne jedoch wie früher, z. B. auf Immanuel Kant oder auf Robert Hamerling in Erörterungen über Inhalt und Lehre ihrer Werke in kritischer Art einzugehen. Es wäre dies auch insofern schwierig, als seit einigen Jahren eine so große Anzahl philosophischer Werke erschienen sind, daß ich, wollte ich nur einige dieser neuen Erscheinungen des Büchermarktes, einer auch nur flüchtigen Kritik unterziehen, weit den Rahmen des Raumes überschreiten müßte, den ich in dieser Zeitschrift beanspruchen kann. Ich will nur im allgemeinen bemerken, daß die Autoren der allermeisten neueren Werke auf dem Standpunkte Immanuel Kants fußen und verharren, welcher bekanntlich der ist, daß wir das eigentliche Wesen der Dinge, das Wesen der „Dinge an sich“, oder das „An sich“ der Dinge, nicht zu erforschen vermögen, das heißt also, daß unser Verstand mit seinen Werkzeugen nicht ausreicht, um das innerste Wesen der Dinge erkennen zu können; kurz ausgedrückt heißt das: „wir wissen nichts“! ungeachtet unserer vielen Bemühungen, die in tausenden von Bänden (welche alle Bibliotheken füttern und füllen), eigentlich nur konstatieren, daß wir nichts wissen, und welche somit als mehr oder weniger schön eingebundene Zeugnisse unserer Wissensarmut in den Bibliotheken prangen. Recht nahe verwandt mit diesen sonderbaren Attesten sind auch jene zahlreichen naturwissenschaftlichen

neueren Erzeugnisse sämtlicher Entwicklungstheoretiker oder auch Praktiker, insofern uns diese zwar sehr viele hochinteressante Tatsachen und auch ein eben so lebhaftes als gewiß oft auch richtiges Bild vom Entwicklungsgange der Natur liefern — dort aber, wo es sich um die Beantwortung der letzten und wichtigsten Fragen des menschlichen Wissensdurstes handelt — doch versagen, weil sie zumeist auf dem Standpunkte stehen und stehen bleiben, daß über das innerste Wesen der sogenannten Naturkräfte, oder der Einen aktiven Naturkraft, Energie genannt, alle Fragen überflüssig und unlogisch seien, weil — so meinen diese Gelehrten — unser Erkenntnisvermögen unmöglich über diese Dinge Urteile fassen kann, da, wie es sich ja herausstellt, unsere geistigen und subjektiven Erkenntnisse doch nur Ergebnisse jener „Funktionen" sind, welche sich aus den kausalen Zusammenwirken der „Kräfte" oder „Energien" herausbilden. Das Endresultat dieser Forschung läuft also auch auf das Nichtswissen und Nichtbeantwortenkönnen jener letzten Fragen hinaus, welche sich auf den interessantesten Gebieten des Wissensdurstes bewegen, und zwar lauten: „Ja, warum gibt es überhaupt ‚Etwas', z. B. eine Naturkraft, oder eine aktive Energie?" oder „was hat dieses ganze Werkel ‚Weltprozeß' genannt, zu bedeuten?" oder „was bin ich, und was ist die Welt?" usw., Fragen, von denen Robert Hamerling meinte, daß sie jedem Menschen am meisten am Herzen liegen sollten — was richtig ist — da eben von einer ausreichenden Beantwortung dieser Fragen unser wirkliches Wissen abhängt und dieses Wissen ohne Beantwortung dieser Fragen nur ein oberflächliches ist und sein kann, ein solches Wissen, welches den zureichenden Grund von der Existenz der Dinge nicht aufweist. Dieser „zureichende" Grund, nach welchem eigentlich in den oben angedeuteten Fragen gezielt wird, kann nur in uns selbst liegen; nur unser Gefühl vom Sein selbst kann die Basis abgeben unseres Urteiles, denn eine andere haben wir in Wirklichkeit nicht. Woher sollte sie denn kommen? Wir sind — und wenn unser Sein und unser Gefühl vom Sein im Vereine mit unserem Bewußtsein vom Sein nicht ausreichen zur Beurteilung dessen, was wir wirklich sind, so können wir nie wissen oder beurteilen, was das Seiende überhaupt sein kann. Ohne richtiges Seinsgefühl wissen wir nichts. Die Psychologie, insbesonders die neuere und auch ein großer Teil der sogenannten kritischen Philosophie war und ist noch immer bemüht, unsere Denkkräfte in minutiösester Weise zu zerlegen und zu zerfasern und wird dabei von den Naturforschern und insbesondere

von den Entwicklungstheoretikern unterstützt — und das Ergebnis aller dieser Gesamtbemühungen geht dann auf die Behauptung und den Hinweis hinaus, daß unsere Empfindung sowohl als unser Denken doch nur Folgeerscheinungen von jenen „Funktionen“ sind, welche unsere Organe nach einem langen Prozeß der Entwicklung auf Grund der vorhandenen Kräfte vollziehen. In einer Art nun haben diese Forscher gewiß Recht, denn die geistigen Tätigkeiten der menschlichen Seele wären in der Tat unmöglich, wenn nicht der Körper und die Kräfte da wären: Reine Geister kennen wir nicht und der Schluß wird richtig sein, daß, könnten „Geister“ ohne physische Welt auskommen, diese letztere gewiß nicht existieren würde. Daß die sogenannte physische Welt eine Notwendigkeit, ist richtig und das ist nicht allzuschwer zu beweisen; dieser Beweis wird immer und immer und in den verschiedensten Formen neu erbracht von jenen wissenschaftlichen Forschungskreisen, welche von der Existenz eines rein geistigen Faktors im Weltprozesse nichts wissen wollen und glauben, den zureichenden Grund aller Dinge doch nur in einer wäg- und meßbaren Potenz finden und aufweisen zu können. Diese Potenz ist ihnen dann die aktive Energie und alle Veränderungen derselben gehen — ihrer Ansicht nach — nur aus der Verschiedenheit der örtlich und zeitlich gegebenen und vorhandenen Bedingungen hervor. Ernst Häckel, welcher in seinen „Welträtseln“ den Pyknatomen, wie er und ein Herr Vogt die allerkleinsten materiellen Teilchen der „Substanz“ nennt, Ästhesis und Tropesis, nämlich eine Art Streben und Empfinden beilegt, geht mit diesen Konzessionen schon ziemlich weit über den reinen Materialismus hinaus und nähert sich mit diesen Zugeständnissen den Logikern (zum Beispiel Robert Hamerling u. v. a.), welche die Substanz selbst nur als eine an sich logische Potenz auffassen, deren Attribute solche sind, welche sie sein müssen, um reales Dasein zu ermöglichen, mit dessen Daseinsgefühl immer ein Gut verknüpft ist, nämlich eben dieses Daseinsgefühl, welches immer und auf allen Daseins- oder Entwicklungsstufen (nicht nur auf der Erde, sondern im ganzen Universum) ein angenehmes ist; so also, daß eben dieses mit dem Sein verknüpfte Daseinsgefühl selbst zum zureichenden Grunde wird, wegen welchem überhaupt etwas, das heißt die Seinspotenz, existiert. Wie ich früher sagte: ohne tiefes und richtiges Daseinsgefühl und Bewußtsein ist wirkliche Erkenntnis unmöglich.

In diesen neueren, übrigens auch in allen alten und ältesten Forschungen der Philosophie sowohl, wie teils auch der Naturwissen-

schaften, spielte der Begriff „Seele" eine sehr große Rolle und über diesen Begriff will ich mir erlauben, im nachstehenden einmal meine eigenen Anschauungen zum Ausdruck zu bringen, es im weiteren dem Leser selbst überlassend, diese Ansichten auch selbst zu prüfen und eventuell mit jenen anderer Autoren zu vergleichen. Ich will über diesen Seelenbegriff jetzt sprechen, weil mit der richtigen Erkenntnis dieses Begriffes auch der richtige Standpunkt gegeben sein wird, von dem aus alle philosophischen Erörterungen, Meinungen oder Behauptungen beurteilt werden sollten und weil, meiner Überzeugung nach mit der Erkenntnis von dem wirklichen Inhalte dessen, was wir „Seele" nennen, auch die Erkenntnis der Wahrheit verbunden ist.

Über den Inhalt, den wirklichen, des Begriffes „Seele" wurde auch schon viel Papier, Tinte und Druckerschwärze verbraucht, das heißt es wurde über diesen Begriff sehr viel geschrieben und gedruckt, um entweder diesen merkwürdigen Begriff klar zu legen, oder auch, um zu „beweisen", daß es eigentlich eine wirkliche „Seele" oder Seelen überhaupt gar nicht gibt. Diese Tatsache ist — nebenbei bemerkt — schon merkwürdig genug, deshalb, weil es doch sonderbar ist, daß ein Begriff, dessen unverfälschteste Quelle jeder Mensch in sich und mit sich herumträgt, zu so vielen grundverschiedenen Auslegungen Anlaß und Stoff bieten konnte. Dieser merkwürdige Umstand aber — ich bemerke dies auch nebenbei — ist aber der strengste Beweis davon, daß erstens die Menschen im allgemeinen wenig Lust und Sinn haben, genau zu beobachten, zum Beispiel sich selbst und ihr eigenes, innerstes Wesen und zweitens, daß es an unseren Schulen, insbesondere auf unseren Hochschulen noch keine ernsthaft betriebene und obligat gelehrte Disziplin gibt, welche man als transzendentale Logik, nämlich als Lehre vom Weltprinzip und seiner logischen Wirkungsart, bezeichnen könnte; ein Mangel, der in allen europäischen Akademien herrscht, obschon die Philosophie längst so weit ist, daß die Aufstellung und Lehre einer solchen Logik möglich wäre. Ich komme darauf noch zurück.

Was nun den Begriff „Seele" (oder sie selbst) anbetrifft, so möchte ich darauf hinweisen, daß jeder Mensch, wenn er so freundlich sein will, sich selbst zu beobachten, finden wird, daß, würde er nicht empfinden können, er überhaupt nicht in die Lage kommen könnte, irgend etwas zu denken, er könnte nicht einmal wissen, daß er überhaupt existiert. Bei einigem weiteren Beobachten und Denken über sich

selbst würde er auch, und zwar leicht erkennen und begreifen, daß er, um empfinden zu können, eine, wenn auch noch so dunkle Vorstellung vom Sein haben müsse und daß er auch ein Seinwollen in seinem Innern besitzen müsse, auf welches er die Vorstellung „Sein" beziehen kann; denn, wäre ein solcher Wille zum Sein nicht in ihm und könnte er dieses Daseinsstreben nicht mit der, wie gesagt, dunklen Vorstellung vom Sein in Verbindung setzen, wie wollte oder könnte er überhaupt — etwas empfinden? Wie könnte er — ohne diese Seinsempfindung — auf jene Eindrücke in irgend einer Weise reagieren, die er unter Vermittlung seiner Sinneswerkzeuge von außen empfängt? Bei einigermaßen gutem Willen zur Selbstbeobachtung wird er — der wirklich denkende Mensch — erkennen und finden, daß eben in der Wechselwirkung des logischen Gegensatzes vom Seinwollen und vom Vorstellenkönnen die wahre Quelle des Empfindens und überhaupt des Empfindenkönnens liegt und kommt er mit seinen Beobachtungen nur einmal so weit, so wird er sich den logischen Schluß erlauben dürfen, daß sein innerstes Wesen einerseits ein Wille zum Dasein, andrerseits ein Vorstellungsvermögen ist und daß eben diese Wechselwirkung, dieses Empfinden vom Sein, das ist, was er (und alle Welt) Leben nennt. Diese Schlüsse kann er, ja muß er machen, wenn er überhaupt urteilen will über das, was „Sein" heißt und was er ist.

Damit hat der Beobachter seiner selbst auch — sozusagen — des Pudels Kern aus sich selbst herausgeschält und damit ist er dann auch berechtigt zu sagen: Ich bin Wille zum Leben und Vorstellung vom Sein! Er wird sagen können, basiert auf seine eigene Erfahrung über sich, daß die Eigenschaften von etwas, was real, das heißt wirklich sein soll, ein Wille zum Sein und ein Vorstellungsvermögen vom Seinwerden sein müssen, weil ohne diese Eigenschaften die Empfindung unmöglich wäre. Damit aber, mit diesem Urteil über das innerste Wesen seiner eigenen Daseinsform, hat er die logischen Hauptattribute jener einheitlichen Potenz erkannt, aus welcher alle Dinge werden. Ich kann nicht umhin, hier hervorzuheben, daß Artur Schopenhauer seinerzeit ganz zu ähnlichen Schlüssen kam und daß er dieselben, insbesondere die Aufstellung des Willens zum Leben als Urattribut der Welt in schlagendster Weise dargelegt hat, was vielfache Anerkennung fand, dennoch aber nicht als wissenschaftliches Axiom in der Wissenschaft selbst zum vollen Durchbruch kam.

Wenn nun andere kommen und etwa sagen und behaupten, daß der Leib (und mit ihm auch die Seele) doch nur Kräfte sind und

sein können, da Seele und Leib, also der Mensch, ohne diese Kräfte weder empfinden noch denken könnte, so wird ein tief empfindender und richtig urteilender Mensch diesen anderen gewiß folgendes sagen: Gut! ihr habt vollkommen recht, ich erkenne an, daß ich nur empfinden kann, weil ich Nerven, Blut usw. habe; ich erkenne an, daß diese Dinge, die meinen Leib bilden, mehr oder weniger materielle Dinge sind, weil diese ja in induktiver Art und Weise untersuchbar sind, das heißt, weil man sie wägen, in chemischer Art auch auf Reagentien prüfen usw. kann — aber wer empfindet denn eigentlich? der Sauerstoff? oder der Kohlenstoff? oder der Wasserstoff oder der Stickstoff? oder irgend ein Salz, welches in meinem körperlichen Leib noch enthalten ist? Sagt mir: wie komme ich zum Begriff von einem „Ich"? Von meinem Ich? Was ist und woher kommt die Synthesis jener Kräfte oder Stoffe, welche ihr aus meinem Körper herausexperimentiert?

Ich fühle mich als eine innere Einheit, ich fühle mich als diese Synthesis und nur als solche weiß ich, daß ich bin. Nur ich — nur diese Synthesis der Kräfte weiß, daß sie ist und damit weiß sie aber auch, was die Kräfte sind und ich kann umgekehrt und mit vollem logischen Rechte behaupten, daß die Kräfte in mir und durch mich zum Bewußtsein dessen kommen, was sie sind. Diesen vollkommen logischen Schluß machen weder die reinen Materialisten, noch die modernen Entwicklungstheoretiker, und daran scheitern ihre Versuche, das Wesen der Dinge vollständig zu erklären.

Weder eine x einzelne Kraft oder Energie, noch die bloße Summe der Kräfte (die etwa aus einem Körper zusammengelegte Menge der Kräfte) können Antwort geben auf die Frage: Was sind denn die Kräfte eigentlich? Diese Antwort kann nur das zum Bewußtsein gekommene Seinsgefühl des Individuums geben, als Einheit der Empfindung vom Sein, und zwar als Wille und Vorstellungsvermögen, welches letztere aber rein-geistiger Art ist, und sich daher immer und überall Instrumenten und Reagentien als unzugänglich erweisen wird.

Diese Synthesis nun aber im lebenden Individuum, die Vereinigung der logischen Gegensätze von Wille und Vorstellung zu einer lebendigen Einheit — in irgend einer Form — das, verehrte Freunde, ist in Wahrheit und Wirklichkeit die Seele!

Die beiden Grundattribute des Ewig-Seienden sind aber deshalb logische Attribute, weil ohne sie, was bereits dargelegt, ein reales

Sein gar nicht möglich wäre und weil nur in der Wechselwirkung derselben, in dem Ineinandersein in einer Form das wirkliche Sein oder Dasein hergestellt werden kann. Das, verehrte Freunde, ist die nackte Wahrheit, und wer sie einmal erkannt hat, der weiß, was er ist, was die Welten sind, was diese je waren und je sein werden können.

Die Kräfte oder Stoffe — beide sind eigentlich dasselbe — (denn der Stoff ist nichts als verdichtete Kraft) sind immer das Streben nach realem Dasein, und sie — alle — bilden polartige und polartig wirkende Gegensätze von Bestrebungen, deren ewiges Zentrum und Ziel immer und überall die Realisierung der Vorstellung „Sein" ist. In dem Bestreben, diese ursprünglich immer dunkle Vorstellung festzuhalten, verdichten sich diese Strebungen, differenzieren sich, bilden Gruppen (die wir „Elemente" nennen), in denen immer eine bestimmte Bewegungsform oder Art vorhanden ist, welche Bewegungsart zugleich die Form selbst ausmacht oder ist, und in welcher die Willensbestrebungen real werden. Die Form macht den Stoff oder ist der „Stoff", der primär nichts ist, als verdichtete Willensbestrebung, und der deshalb zum sogenannten „Element" wird, weil der Wille eine bestimmte Form festzuhalten strebt und dies auch so lange kann, bis etwa ein Mächtigerer kommt, der zu neuen Formbildungen anregt oder zwingt.

Anziehung und Abstoßung, Verdichtung und Ausdehnung, die Grunderscheinungen im Kraftsystem, welches die Menschen „Kausalität" nennen, entstehen durch das Streben nach realem Sein, und so entstehen durch Auslösung, Festhalten im Schneidungspunkte der aus entgegengesetzten Richtungen (Polen), im Vorstellungspunkte wirkenden Willenspotenzen einerseits die Stoffe als Verdichtungen zu Form, andererseits die nicht in den Stoffen festgehaltenen Willenspotenzen, deren Wesen als Gegensatz der Verdichtung, Ausdehnung oder Ausdehnungsbestreben ist. Verdichtung und Ausdehnung sind gewiß derartig voneinander bedingt, daß eine Erscheinung nur mit der anderen auftreten kann, wobei aber die Stoffbildung immer ein Überwiegen der Anziehungskraft in einer x-Form bedeuten muß.

Dieses polartige Wirken der Kräfte, deren erkennbare Eigenschaften immer Verdichtung und Ausdehnung, und Anziehung und Abstoßung sind und bedeuten, bildet die Kausalität, innerhalb welcher sich das Leben der gewordenen Daseinsformen abspielt.

Frägt man nun aber etwa: ja, wie und warum bilden sich oder entstehen „Formen", was ist die Form? So wird der scharfe

Denker gewiß folgende Antwort geben: den logischen Attributen einer ewig-seienden Potenz muß logischerweise ein Korrelat, und zwar das Vermögen, Formen, und zwar zweckmäßige Formen bilden zu können, beigegeben, respektive immanent sein, weil ohne ein solches Vermögen, also ohne Form eines realen Seins, ein solches überhaupt nicht möglich wäre. Empfindung selbst ist nur ein Sein in einer Form, denn eben in der bestimmten Art und Weise der Durchdringung von Willenspotenz kann diese ihre eigene Existenz wahrnehmen, und das Leben besteht eben in der beständigen Wechselwirkung der Attribute, in einer Form, welche seitens des Willens festgehalten wird, die Realität des Seins besteht in dem Festhalten der Form (als bestimmte Bewegung) der Vorstellung „Sein“, und weder der Wille als solcher, noch die Vorstellung als solche könnten reale Dinge sein; sie sind es in einer x-Form, und eben deshalb muß die Formbildung ein primäres und allem realen Sein vorangehendes Vermögen sein, rein geistiger, das heißt immaterieller Art. Vom kleinsten Kristall bis hinauf zum hochorganisierten Menschenleib ist die Formbildung das Werk dieser Fähigkeit, welche von einigen der modernen Entwicklungstheoretiker abgeleugnet, von anderen wieder (als nisus formativus) anerkannt wird. Um die Anerkennung und Nichtanerkennung dieses rein Geistigen der Substanz dreht sich eigentlich der Streit bezüglich des Vorhandenseins einer ewigen Intelligenz. Dem scharfen Denker kann es aber nicht entgehen, daß die geringste Formbildung, die geringste Weiterbildung, daß jede Umbildung oder auch jede „Anpassung“ nur dann wirklich zu erklären ist, wenn man annimmt und begreift, daß dieser nisus formativus ein den Attributen immanentes Vermögen ist (und sein muß), da ohne dieses Vermögen an irgend eine Entwicklung überhaupt nicht gedacht werden könnte. Wenn aus Amphibien oder Reptilien endlich Landtiere, oder aus dem Vierhänder nach und nach der Zweihänder werden soll und werden können soll, so wird jeder scharf denkende Mensch annehmen müssen, daß das Streben der Tiere aus Sumpf und Wasser auf die feste Erde und in Licht und Luft zu kommen, oder das Streben irgend einer Affengattung, aufrecht gehen zu können, das sukzessive (vielleicht Jahrtausende und Jahrtausende dauernde) Umbilden der Kiemen in Lungen und der rückwärtigen Greifhände in einen Fuß (durch Verkürzung der Langfinger, Umbildung des Daumengelenkes und Bildung eines Zwischenknochens) zur Bildung der neuen Form den Anlaß bot, daß aber jede Änderung in der vorhergehenden Textur der Tierleiber eine

entsprechende Formbildung bedeutet, welche Änderung nur möglich war durch das der Seele der Tiere immanente Vermögen überhaupt, angestrebte Änderungen (irgend welcher, aber immer zweckdienlicher Art) in Bau und Textur der Körper herbeizuführen. Die Biologie, speziell Darwin, Haeckel usw. haben eine große Anzahl Tatsachen dieser Art festgestellt, sich große Verdienste um diese Feststellung erworben — das Werden, Umbilden, Anpassen erklären sie aber nicht in genügender Art und Weise, weil sie, wie oben schon gesagt, die innere Logik der Synthesis zwischen Wille, dunkle Vorstellung und Bildungsvermögen, also das Wesen der Seele und ihr beständiges Zielstreben, überhaupt den Zweckbegriff nicht richtig erkennen und die innere Logik der Wechselwirkung der Attribute nicht erfassen und darlegen.

Ich könnte bezüglich des den Attributen immanenten Bildungsvermögens und der eigentümlichen Macht der Seele oder Synthesis derselben eine beliebige Anzahl von Beispielen aus der Entwicklungsgeschichte anführen, was aber dieses Essay übermäßig verlängern würde, und tue es nicht; ein Beispiel aber, das am nächsten liegende von allen, will ich doch anführen, u. zw. ein solches, von welchem wieder jeder Mensch die Erfahrung selbst gemacht hat und noch jeden Augenblick machen kann. Das neugeborne Kind bringt zwar Sinneswerkzeuge und ein Denkorgan, das Gehirn, mit auf die Welt — aber keinerlei Erfahrung. Es besitzt jedenfalls vererbte Anlangen, gute und schlechte — verstandesmäßig denken kann es nicht; es lernt nach und nach Anschauen und Denken und bildet in seinem Gehirn Vorstellungen, welche es festzuhalten vermag. Man nennt dieses Vermögen des Festhaltens Gedächtnis oder Gedächtnisvermögen, welches wieder einerseits gewiß vom Gehirne und seiner Textur abhängt, andrerseits aber eben so gewiß nur für die Einheit des Ichs bestimmt ist, Wert hat und von ihr benützt wird, weil eben der Wille dazu da ist. Wie immer die physischen Bedingungen sein mögen, welche ein Festhalten einer Vorstellung ermöglichen — das Instrument spielen kann immer nur und tut immer nur das „Ich", selbst dann, wenn etwa Krankheiten und Störungen im Gehirn (wie bei allen Gehirnkranken oder sogenannten „Irrsinnigen", irrsinnig ist ein ganz passender Ausdruck) regelmäßige Tätigkeit verhindern und damit das Bewußtsein getrübt erscheint. Das Gedächtnis — in jeder Art — beruht auf Formbildung sowohl physischer und geistiger Art und ebenso sind die Schöpfungen wirklicher Künstler, Dichter und Erfinder — Formbildungen, un=

mittelbar hervorgegangen aus der Macht der Seele, welche diese Fähigkeit besitzt. Die Seele besitzt wirkliche Schöpfungskraft, sofern sie, zwar nicht aus Nichts etwas — wohl aber aus den logischen Attributen der Substanz unendliche Reihen von Daseinsformen zu bilden vermag.

Was die „Seele“ ist in Wirklichkeit, können wir und zwar genau erkennen: Sie ist die Vereinigung der logischen Attribute der ewigen Seinspotenz in einer Form und sie besitzt als logisches Correlat — aber immer immanent — die rein geistige Fähigkeit, Formen zu bilden — das Formbildungsvermögen! Das wissen wir genau und können es wissen, weil diesbezüglich Erfahrung und Bewußtsein über und von unserem eigenen Wesen übereinstimmen.

Ungeachtet dieses in seiner Art auch exakten Wissens auf logischem Gebiete bleiben noch so mancherlei „Rätsel“ übrig, weil wir über die Existenz einer Weltseele, über deren Verhältnis zu den Individualseelen und dieser wieder untereinander in der jeweiligen Gegenwart, über die Art und Weise der Unsterblichkeit — obschon wir über die Unsterblichkeit der ewigen Weltpotenz selbst nicht einen Augenblick im Zweifel sein können — und über noch so manche andre Dinge und Fragen positives Wissen nicht aufzuweisen vermögen. Eben in diesen Dingen hat der religiöse Glaube, sofern und soweit er mit der reinen Logik nicht in unlöslichem Widerspruche steht, eine gewisse Berechtigung, weil er geeignet ist, das menschliche Gemüt mit Trost und Hoffnung zu erfüllen, dort, wo auch die strenge Logik keine positiven Aufschlüsse zu geben vermag.

Ferner wissen wir nicht und können nicht wissen, welche Daseinsformen im ganzen Universum möglich waren, möglich sind und möglich sein werden. Real ist immer nur die Gegenwart. Sie ist aber nur ein Punkt, ein Augenblick, von dem aus Vergangenheit und Zukunft immer gleich groß sind. Die Gegenwart gleicht dem Punkte des Zentrums einer Kugel, deren Radien unendlich groß sind. Ist nun auch in diesem Zentrum — welches jeder auch jeden Augenblick in sich und mit sich trägt — das reale Sein enthalten, so daß jeder wissen und empfinden kann, wie und was das reale Sein ist, so kann doch keiner das ganze Sein umfassen, die Ewigkeit umspannen, keiner weder die möglichen Formen des Daseins noch die Grade der Intensität des Empfindens ergründen, obschon er genau wissen kann, daß das, was in ihm lebt und wirkt, gewiß immer war und gewiß

immer sein wird und obschon auch jeder sich als eine Einheit fühlen kann, welche wirklich ist, d. h. lebt.

In der Synthesis der logischen Attribute des Ewigseienden, in der Seele lebt — die Wahrheit; sie ist überall das Reale. Ein wenig bekannter, aber sehr richtig denkender Philosoph des vorigen Jahrhunderts, J. Frohschammer in München, hat in seinen Werken auf die unendliche Tiefe des Wesens der Seele hingewiesen. Diese Tiefe der Seele, respektive ihres Wesens können wir bisher nicht ausmessen, ebensowenig, wie die Macht der Seele, obschon wir vermöge unserer Erfahrungen über sie nicht daran zweifeln können, daß in und mit der Synthesis der Attribute in einer Form eine gewissermaßen schöpferische Natur lebt und webt.

Diese Lehre über das innerste und logische Wesen der Seele wird aber erst dann allgemeine Anerkennung und Verbreitung finden, wenn von Staats wegen in den Schulen und insbesondere auf den Hochschulen eine transzendentale Logik, als Lehre vom Weltprinzip und seiner physisch und geistig logischen Wirkungsart, tradiert und als obligates Studium und als wichtigste Disziplin des Gesamtstudiums betrachtet und behandelt werden wird. In dieser Art ließen sich mancherlei überflüssige und zwecklose Kämpfe auf dem Gebiete des Wissens vermeiden, sogar auch eine Milderung oder gänzliche Eliminierung des verderblichen Kampfes zwischen Glauben und Wissen herbeiführen, was ich mir schon oben erlaubte, anzudeuten. Die richtige Anschauung über den Begriff „Seele“ wird, wie immer im Laufe der Zeiten die Forschung sich gestalten möge, immer dieselbe bleiben, und ich glaube im vorstehenden diesen Begriff und seinen Inhalt möglichst klar gestellt zu haben: Sie ist, die Seele, der Repräsentant des Ewigseienden, sie ist die Wahrheit und — das Leben!

Österreichs Anteil am Geist und an der Geschichte der deutschen Oper.

Von **Camille Bellaigue.** (Paris.)

I.

An Stelle des vorstehenden, etwas langatmig und doktrinär klingenden Titels könnte man einen einzigen Namen setzen, einen einzigen, aber einen der größten im Reiche der Musik, vielleicht den lieblichsten und volkstümlichsten zugleich; scheint doch mit diesem Namen die Idee oder vielmehr das Ideal übersinnlicher Anmut und göttlicher Schönheit verknüpft. Wer kennt ihn nicht, den Namen Mozart?

In Mozarts dramatischem Schaffen ist niedergelegt, was Österreich in jener Kunstform, in jener Kategorie der Geistesarbeit, welche, sehr kompliziert und oft geändert, die „deutsche Oper" bildet, an Genie beigesteuert und an Ruhm geerntet hat. Andere Tonkünstler konnten Österreicher werden durch freie Wahl und Neigung; durch die Naturanlage selbst war nur der junge Salzburger der Sohn seines Vaterlandes; in ihm allein erkennt sich dieses wieder; in ihm allein gefällt es sich erst ganz.

An Glucks Meisterwerken hatte Frankreich einen größeren Anteil als Österreich. Wohl wurden die beiden ersten Opern „Orpheus" und „Alceste" zuerst in Wien aufgeführt, aber nicht in der endgültigen, zugleich auch korrekten Fassung, die sie erst in Paris erhalten sollten. Was die folgenden Werke anbelangt, so wurden diese bekanntlich bei uns, für uns und nach unserem Geschmacke geschaffen. Gluck galt nur deshalb als Prophet in unserem Lande, weil er es in seiner Heimat nicht sein konnte. Erst jüngst hat ein Schriftsteller, der Österreich in

den Kreis seiner Betrachtungen zieht, ganz richtig bemerkt: „Gluck versucht es“ — wie er in seiner berühmten Vorrede zur „Alceste“ sagt — „die Musik zu ihrer wahren Aufgabe zurückzuführen, welche darin bestehe, dem Wortlaute der Dichtung zu folgen, um den Ausdruck der Gefühle und das Interesse an der Situation zu erhöhen, ohne die Handlung abzuschwächen oder durch überflüssige Verzierungen zu hemmen. Dadurch kam er aber in Widerspruch mit dem Geschmacke der Wiener, welche, ganz und gar in der italienischen Manier befangen, von der Oper vor allem Musik und von der Musik eine einfache, leicht faßliche und an sich reizvolle Melodie forderten, die unabhängig von den sprachlich ausgedrückten Gefühlen eben dadurch wirkt, daß sie die rein physischen Stimmittel der Sänger, die Sicherheit und Biegsamkeit des Ansatzes zur vollen Geltung bringt und zugleich Gelegenheit bietet, die künstlichen Verzierungen des bel canto anzuwenden“.[1])

Als Gluck 1780 wieder nach Wien kam, brachte der Schöpfer der beiden „Iphigenien“ und „Armidens“ einen Nimbus in seine Heimat mit, den er nicht von ihr empfangen hatte. Er starb kurze Zeit darauf und während eines halben Jahrhunderts weihte Österreich seinem Andenken nur sparsame Ehren. Noch 1849 konnte Berlioz von Wien aus schreiben: „Eines hat mich überrascht und peinlich berührt: Es ist unglaublich, aber allgemein zu beobachten, daß man hier mit den Werken Glucks nicht vertraut ist. Wie viele Musiker von Fach und Kunstfreunde habe ich gefragt, ob sie „Alceste“, „Armida“ oder „Iphigenie“ kennen; immer war die Antwort die gleiche: „Man führt in Wien diese Werke niemals auf; sie sind uns unbekannt“. Aber Ihr Unseligen! Ob man sie nun aufführt oder nicht, jede Note solltet Ihr auswendig kennen! . . . Als merkwürdiges Ereignis der Saison wurde eine kürzlich gemachte Entdeckung besprochen; sie betraf das Grab Glucks. So war es also bis dahin unbekannt? Ganz und gar! O Wiener meiner Zeit, Ihr seid würdig in Paris zu leben!“ [2])

Die Wiener — ich spreche von den Zeitgenossen Glucks — machten der musikalischen Tragödie des Meisters mehr als einen Vorwurf. Für die Wiener war sie vor allem zu wenig Musik, denn bei Gluck war die Musik eben dem Gefühle und dem Worte grundsätzlich untergeordnet, ja aufgeopfert. Andererseits war den Wienern die Glucksche Oper zu viel Tragödie; sie ließ jene Vertraulichkeit, jene volkstümliche

[1]) Ehrhard. Franz Grillparzer. Le théâtre en Autriche. Paris, 1900. I. Vol., p. 182.

[2]) Berlioz, Mémoires. II. Vol.

Naivität nicht aufkommen, die seit jeher einen der Charakterzüge und einen der Reize des reinen Österreichertums bildete.

Der Geist der Rasse und des Volkes fand mehr Befriedigung in einer Kunstgattung, welche von Österreich zwar nicht geschaffen, aber um so rascher nachgeahmt und eingebürgert wurde: im Singspiel. Es ist die Operette, die deutsche komische Oper. Adam Hiller mag als ihr Begründer angesprochen werden. In Leipzig schrieb er in den Jahren 1765 bis 1777 eine Anzahl von Werken dieser Art. „Hillers Prinzip dabei war, daß Leute aus dem Volke nur schlicht liedmäßig singen dürften, während er Standespersonen Arien in den Mund legte. Die Lieder seiner Operetten bilden den Ausgangspunkt der reichen Entwicklung des deutschen Liedes. . . .“ [3])

Augenblicklich trat das Singspiel der Eigenart und dem Geschmacke des Österreichers nahe. Schon zehn Jahre vor Hiller hatte Gluck selbst zwischen seiner italienischen und französischen Periode und Manier eine Reihe der um diese Zeit in Paris aufkommenden französischen Singspiele (Texte von Favart, Auseaume, Sedain und Dancourt) für den Wiener Hof neu komponiert.[4]) Der Boden war also empfänglich und die leichte Saat ging sofort auf. Um 1777 übernahm Wien, das der Bewegung im Anfange nur gefolgt war, die Führung und vollendete sohin den Ausbau dieses Kunstgenres. Kaiser Josef II. erklärte sich als der Beschützer des Singspiels und widmete diesem eine Gruppe von Sängern, die, obwohl in der italienischen Schule herangebildet, nach Geburt und Gesinnung Deutsche waren.[5]) Zur Vervollkommnung und zum rühmlichen Erfolge dieser Kunstgattung fehlte nur noch ein Musiker, ich meine, ein Tonkünstler ersten Ranges; denn die Zahl der mittelmäßigen war ja beträchtlich. Er ließ nicht allzu lange auf sich warten — es war Mozart. Die erste Etappe seiner Entwicklung illustriert „Die Entführung aus dem Serail“, sein Wachsen läßt sich an der „Hochzeit des Figaro“ und an „Don Juan“ messen, während den fertigen Mozart die „Zauberflöte“ verkündet, dieses Staunen erregende Meisterwerk, das an vielen Stellen nur eine geniale Operette und eine göttliche Kinderei ist.

Von der „Entführung aus dem Serail“ (1782) bis zur „Zauberflöte“ (1791) gingen die Opern Mozarts mit sehr ungleichem Erfolge zuerst über die Bühne von Wien und Prag. Während eines Zeitraumes von

[3]) Riemann, Musiklexikon. 5. Aufl. Leipzig, 1900. S. 493.

[4]) Riemann, a. a. O., S. 399.

[5]) Wilder, Mozart.

neun Jahren also und weiterhin waren dieser erlesenen Pflanze auf der Muttererde und unter dem heimatlichen Himmel ihre Blüten und Früchte entsprossen.

II.

„Das vollkommenste Beispiel der Vereinigung jener Fähigkeiten, aus welchen sich der österreichische Genius zusammensetzt, bietet uns Mozart. Nicht nur durch den Zufall der Geburt gehört Mozart Österreich an; der unvergleichliche Meister verdankt seiner Heimat das, was das Wesentliche seiner Werke ausmacht: Von ihr hat er seine Empfänglichkeit, seine Lebensbejahung, seine Leidenschaft für das Schöne, wie auch die Gabe, sich zu beschränken — Eigenschaften, durch die er unsterblich geworden.“[6])

Wie um die Pflege seines Ruhmes, das Verständnis seiner Werke und die Liebe zu diesen wirksamer zu sichern, brachte Österreich im selben Jahre, in dem es Mozart verlor, einen Dichter hervor, der würdig war, jenen zu feiern — Grillparzer. Ebenso pietätvoll gegen sein Vaterland, wie gegen den größten seiner Landsleute hat Grillparzer den Einklang tief empfunden, der die Heimat mit ihrem Sohne verband. Befragen wir also unsern Dichter — und wir werden auf diese Weise zweifach dem Genius Österreichs huldigen — über das Geheimnis jenes innigen Geistes- und Seelenrapportes zwischen dem Künstler und seinem Vaterlande.

Ein Gewährsmann — wenn ich nicht irre — Rossini, sagt, Mozart sei nicht der größte Musiker gewesen, wohl aber die Musik selbst. Das ist ein Wortspiel und gibt sich, wie ein Streiten um Worte, aber der Sinn dieses Ausspruches ist, daß Mozart besser, als jeder andere, selbst auf dem Theater das Ideal der absoluten Musik verwirklicht habe; daß bei Mozart alles Musik und nichts als Musik war, da seine Musik eine Kunst ist, der man (mit Hanslick entlehnten Ausdrücken) die „Selbstverständlichkeit und Selbstherrlichkeit der echten Musik“ als Charakteristikon zusprechen könnte.

Nicht sowohl nur auf das Genie Mozarts als vielmehr auf die halbitalienische Wesensart der Österreicher überhaupt läßt sich diese Formel anwenden. Bis nach Wien hatte der Hauch des Südens die Liebe zur tönenden Formenschönheit gebracht, die als Selbstzweck entzückt ohne Rücksicht auf das Gefühl oder gar die „Idee“, deren Inhalt sie wiederzugeben vermöchte. Ja, die Idee! Nichts gibt es, daß ein

[6]) Ehrhard.

österreichischer Musiker seinen norddeutschen Brüdern lieber, ja beinahe mit Verachtung überlassen würde. Für ihn besteht der Inhalt, gewissermaßen die Essenz der Musik in dem, was Grillparzer irgendwo die „schöne Sinnlichkeit" nennt; in dem Lustgefühl, das die schönen Töne, ja ein schöner Ton, und wäre er einzig, unserem Ohr verschafft.[7]) „Der Ton" — sagt Grillparzer (Werke, Band 12, S. 7) — „ist nebstdem, daß er ein Zeichen" sein kann, „auch noch eine Sache"[8]), und für den österreichischen Musiker macht mehr als diese Zeichensprache eben diese Wesenheit den Wert und die Wirklichkeit der Musik aus." — „Eine Reihe von Tönen gefällt, sowie eine gewisse Form in den plastischen Künsten, ohne daß man noch eine bestimmte Darstellung damit verbunden hätte; ein Mißton mißfällt, wie das Häßliche in der Plastik, schon rein physisch, ohne weitere Verstandesbezeichnung. Wenn die Wirkung der Worte auf den Verstand und erst durch diesen auf das Gefühl geschieht, indeß die Sinne dabei eine nur dienende Rolle spielen, so wirkt die bildende und die Tonkunst unmittelbar auf die Sinne, durch diese auf das Gefühl und der Verstand nimmt erst in letzter Instanz an dem Gesamteindrucke teil."[9])

Kein Musiker hat den Anforderungen dieser erhabenen Sinnlichkeit vollkommener entsprochen und reinere Genüsse gewährt, als Mozart. Die tönenden Formen, mit denen er wirkt, sind nicht nur die auserlesensten, man kann auch sagen: Sie sind die reinsten, die am meisten frei sind von jedem Nebensinn und von jeder außermusikalischen Bedeutung. Wenn es eine Kunst gibt, von der man sagen könnte sie sei

„Die einz'ge Kunst, die ohne weitern Zweck
Sich selbst nur will, im Ernst sogar noch Spiel —"[10])

so ist es wohl jene des Meisters der „Zauberflöte" und des „Don Juan". Man vergleiche das letzte Finale des „Don Juan" — das seiner Länge wegen nie aufgeführt wird, zumal das Stück mit der Bestrafung des Helden zu Ende ist — man vergleiche dieses Finale mit jenem des „Fidelio". In dem einen, wie in dem andern nimmt die Musik ihren Flug über die Handlung hinaus; aber während Mozarts Finale nur Musik ist und nur die Personen des Dramas im Auge

[7]) Über die Macht sowie die ganz objektive und spezifische Schönheit der Töne siehe die Novelle von Grillparzer: „Der arme Spielmann".

[8]) Alle Zitate aus Grillparzer dem Werke Ehrhards entnommen; an dieser Stelle der vierten Cottaschen Ausgabe in 16 Bänden.

[9]) Grillparzers Werke, XV., S. 113.

[10]) Grillparzers Werke, III, S. 33. Aus dem Gedichte „Mendelssohns Musik zum Sommernachtstraum".

behält, liegt im Beethovenschen mehr und es sind die Hörer, an die es sich wendet. Das Finale der Symphonie mit Chor singt nicht nur die Befreiung Florestans, sondern zugleich die unsere, singt jene Freude, die sich dereinst auf die ganze Menschheit erstrecken wird, und diese Freude finden wir hier vorgezeichnet; hier wird sie uns versprochen. So übersetzt Beethovens Musik ein Gefühl, einen Gedanken, der ihre Grenzen überschreitet und sie überflügelt, während jene Mozarts sich im Gegenteile in sich selbst einschließt und nur durch einen klingenden Abschluß ein Meisterwerk krönt, das vor allem nur in Tönen lebt. Diese eigenartige Schönheit, diese unvergleichliche musikalische Durchdringung des Mozartschen Genius hat Grillparzer wohl begriffen und in einem zum 50. Jahrestage des Todes Mozarts geschriebenen Gedichte, betitelt: „Mozart“ (am 6. Dezember 1841) poetisch wie folgt definiert:[11])

„Dem großen Meister in dem Reich der Töne,
Der nie zu wenig tat und nie zu viel,
Der stets erreicht, nie überschritt sein Ziel,
Das mit ihm eins und einig war: Das Schöne!“

Und in dem Gedichte „Zu Mozarts Feier“ (am 4. September 1842) heißt es:[12])

„Nicht was der Mensch in seinem Dünkel denkt,
Was Gott, verkörpert in der Schöpfung, dachte,
War ihm der Leitstern seines edlen Tuns.
Drum hing er fest an deinen ew'gen Rätseln,
Du Auge des Gemüts: allfühlend Ohr,
Und was den Weg nicht fand durch diese Pforte,
Schien Menschenwillkür ihm, nicht Gottes Wort,
Und blieb entfernt aus seinem lichten Kreise.“

Bei Mozart beherrscht die Musik alles, reißt alles mit sich fort, mit inbegriffen die Textdichtung, von welcher Mozart behauptete, daß sie die gehorsame Tochter der Musik sein müsse. Es ist bekannt, welche Umwandlung diese Grundsätze durch uns erfahren haben. Aber Grillparzer ist ohne Zweifel im Irrtum und tut Mozart Unrecht, wenn er behauptet, daß des Meisters Melodien, wenn ihnen andere, als die ursprünglichen, oder sogar inhaltlich entgegengesetzte Worte unterlegt würden, dabei nichts verlören. Sie verlören wohl dabei, denn die Wahrheit seiner Kunst ist eben so groß, als ihre Schönheit. Man hat es ja gesehen, vielmehr, man sieht es noch, wenn einmal die

---

[11]) Grillparzers Werke, II., S. 212.
[12]) Grillparzers Werke, II., S. 60.

„Hochzeit des Figaro" an der Pariser komischen Oper aufgeführt wird. Nach irgend einer Überlieferung, die — so versichert man mir — auf den Eigensinn einer Sängerin und die Nachgiebigkeit eines Übersetzers zurückzuführen ist, wird das für die Gräfin und Susanne geschriebene Briefduo von der Gräfin und Cherubin gesungen. Obgleich die Noten dieselben bleiben, genügt es, die Wirkung der beiden Varianten zu vergleichen, um den Schaden zu ermessen, den die Musik durch eine solche doppelte Lüge — im Text und in der Situation — erleiden kann.

Dennoch muß man zugestehen, daß Mozarts Musik, dank ihrer plastischen Form, geringere textliche Varianten verträgt, ohne an ihrer Wirkung einzubüßen. Nach dem italienischen Originale flüstert Donna Elvira auf ihrem Balkone zu den ersten Takten des Fenstertrios unter Tränen: „Deh! tace ingiusto cuore!", in der französischen Übersetzung: „Nuit fraîche, nuit sereine!" Beide Nuancen vereinigen sich in demselben Gefühle nächtlicher Schwermut. Geht man noch weiter und entrückt man der süßen Kantilene das Wort ganz und gar, so wird sie auch ohne dieses die Anmut und Reinheit ihrer göttlichen Kontouren bewahren. Das ist das Vorrecht und Geheimnis aller Mozartschen Musik. Keine bleibt wie sie doch eine Musik, der nichts fehlt und die aus sich selbst ihre ideale Vollkommenheit schöpft, wenn sie auch von dem ihr zugedachten und angepaßten Worte getrennt wird.

Das letzte Kennzeichen Mozartschen Genies endlich, das man das nationale nennen könnte, ist das Maßhalten. Nicht daß er den Überschwang fürchten, ihn fliehen würde; man muß sagen: er kennt ihn nicht. Auf ihn paßt also jene Definition nicht, nach welcher der Deutsche ein Faß ist, das mehr enthält, als sein Umfang annehmen läßt, oder ein Mann, der mehr versteht, als er auszudrücken scheint. In dieser Beziehung war der Österreicher niemals ein Deutscher.

„Nennt ihr ihn groß?" — sagte Grillparzer[13]) zu seinen Landsleuten mit Bezug auf Mozart —

— „Er war es durch die Grenze;
Was er getan, und was er sich versagt,
Wiegt gleich schwer in der Wage seines Ruhms.
Weil nie er mehr gewollt, als Menschen sollen,
Tönt auch ein Muß aus allem, was er schuf,

[13]) Grillparzers Werke, II., S. 60, im Gedichte „Zu Mozarts Feier" (am 4. September 1842).

Und lieber schien er kleiner, als er war,
Als sich zum Ungetümen anzuschwellen.
Das Reich der Kunst ist eine zweite Welt,
Doch wesenhaft und wirklich wie die erste,
Und alles Wirkliche gehorcht dem Maß."

Mozart, den man immer den Göttlichen nennt, steht uns zugleich unter den großen Künstlern menschlich am nächsten; er ist derjenige, dessen Genie sich uns und dem Geringsten unter uns am vertraulichsten mitteilt. Das Leben hat er ebenso einfach als natürlich geschildert, weder emphatisch noch trivial. In welchen Opern als den seinen findet man das Bild oder den Ausdruck der — ich möchte sagen — „die Mitte haltenden Wahrheit"? Wo sonst findet man Personen, die uns näher stehen? Wo endlich eine schlichtere, sozusagen, bescheidenere Schönheit, die uns immer anzieht, niemals abstößt? Die erhabensten, die gewichtigsten Dinge berührt Mozart mit reinen, unbefangenen Kinderhänden. Wir freilich haben zu sehr den Respekt, ja das Verständnis für diesen ungezwungenen Anstand, für diese Einfalt verloren. Was macht man auf unseren Theatern aus „Don Giovanni, Dramma giocoso" in zwei Akten? Eine in fünf Aufzüge verdünnte, große Oper, mit einem Ballett überladen und mit was für einem Ballett! Wahrlich, viel Lärm um nichts! Welch' Gepolter, was für ein Aufwand von Spektakel bei so einer Bauernjause! Hört man denn nicht, was hier das Orchester spielt, wie es ganz auf den volkstümlichen Ton und die intime Färbung gestimmt ist? Empfindet man nicht an der Ungezwungenheit, an dem Sichgehenlassen der berühmten Arie „Finch' han' dal vino", daß Don Juan sich für einige Dorfleute nicht in Unkosten stürzt?

Nach „Don Juan" lese man „Figaros Hochzeit" und besonders die „Zauberflöte". Letztere ist die Oper, in der Mozarts Deutschheit oder vielmehr sein Österreichertum am deutlichsten ausgeprägt ist. Hier vermählt sich die nationale und volkstümliche Seele dem Genius des allgemein Menschlichen und Erhabenen. Und wendet man sich dann wieder zu „Don Juan" — denn zu diesem kehrt man immer wieder zurück — so findet man auch hier wieder dieselbe harmonische Gliederung, wie wenn die erhabenste Schönheit Nachsicht übte gegen die uns vertrauteste. Beide Gestaltungen des Schönen begegnen einander überall und stoßen doch nirgends feindlich zusammen. Es gibt bei Mozart kein Beispiel der Übertreibung, ob er nun eine Situation begleitet, ob er ein Gefühl ausdrückt. Man kann sich

nichts diskreteres, nichts intimeres denken, als seine Liebesduette — handle es sich nun um freiere Betonung der Liebe, wie im „Don Juan", oder um keusche, fast eheliche Minne, wie in der „Zauberflöte". Mozart ist einfach geblieben auch gegenüber dem Walten des Todes. Der Tod des Kommandeurs ist tragisch und jeder kennt die unheilverkündenden Arpeggien, die Seufzer der Oboen, in denen der ganze Todesschauer uns anweht. Und doch ist es nur der alltägliche Tod, denn unter Don Juans Degen, vor dem finsteren Palaste fällt statt eines Helden nur ein Mensch. Wie oft sieht man's, im „Don Juan" immer, daß der Tod zwar mit Respekt behandelt und gefürchtet wird, aber ihm entgegen das Leben sich meldet und die Oberhand gewinnt. Über den Rasen des Friedhofs, zwischen den Grabhügeln lacht und tollt das leichte, sorglose, fröhliche Leben dahin, wie es sich Mozart geträumt und wie es ihm so grausam versagt blieb; das Leben, wie es die Söhne seiner Heimat immer verstanden und geliebt haben und das in seinen Meisterwerken zur Unsterblichkeit geworden!

„Mozarts Ideal" — sagte Gounod sehr richtig — „ist zugleich über und neben uns." Auf diese Weise vollzieht sich der Einklang zwischen dem Geiste des Meisters einer- und der Seele, ja selbst dem äußern Bilde seines Landes und seiner heimatlichen Berge andrerseits.

„Wohl gibt es höh're, doch sie decket Eis,
Gewalt'gere, — allein das scheue Leben,
Es findet für den Fußtritt keine Spur
Und flieht mit Schaudern die erhab'ne Wüste.
Er aber klomm so hoch, als Leben reicht,
Und stieg so tief, als Leben blüht und duftet,
Und so ward ihm der ewig frische Kranz,
Den die Natur ihm wand und mit ihm teilet."[14])

III.

Österreich gab sich selbst und ganz hin, als es Mozart der deutschen Oper schenkte. Von nun an sollten die ruhmreichsten Schöpfer auf diesem Kunstgebiete Österreichs Gäste, nicht mehr Österreichs Kinder sein.

Und Österreich hat sie nicht immer sehr liebevoll aufgenommen. Es ist bekannt, daß Beethovens Adoptivstadt lange schwankte, ehe sie des Meisters einziger Oper ihre Bewunderung zollte. Am 20. November 1807 zum erstenmale in Wien gegeben, erzielte „Fidelio"

[14]) Ehrhard, S. 96 und Grillparzers Werke, II., S. 60, aus dem Gedicht „Zu Mozarts Feier" (am 4. September 1842).

vorerst nur drei Aufführungen und einen nur ganz mittelmäßigen Erfolg, was die Berichte der Blätter, wie des „Freimütigen", der „Zeitung für die elegante Welt" usw. bezeugen:

„Eine neue Oper Beethovens, ‚Fidelio' oder ‚Die eheliche Liebe' hatte keinen Erfolg. Man gab sie nur einige wenige Mal und vor fast leerem Hause. Übrigens steht die Musik so ziemlich unter dem, was die Liebhaber und Kenner sich von ihr versprechen konnten. Die Melodie ist gequält und hat nicht jenen leidenschaftlichen Ausdruck, jenen berückenden und unwiderstehlichen Reiz, der uns in Mozarts und Cherubinis Werken fesselt. Wenn die Partitur einige niedliche Seiten aufweist, ist sie noch weit entfernt, ein mittelgutes, geschweige denn ein Meisterwerk zu sein." [15])

„Die Musik des ‚Fidelio' ist ohne Wirkung und voll langweiliger Wiederholungen. Sie ist nicht sehr danach angetan, von dem Kompositionstalente Beethovens für Vokalmusik eine vielversprechende Vorstellung zu erwecken." [16])

„Jene Fachleute, welche die Entwicklung des Beethovenschen Talentes mit Aufmerksamkeit verfolgt haben, setzten auf diese Partitur Hoffnungen, welche das Werk weit entfernt ist zu erfüllen. Beethoven gefiel sich darin, so oft als möglich das Schöne dem Wunsche, etwas Neues und Außerordentliches zu schaffen, unterzuordnen, so daß man sich wenigstens erwarten konnte, in seinem dramatischen Erstlingswerke doch eine gewisse Originalität zu finden. Nun ist es gerade diese Eigenschaft, der man hier am wenigsten begegnet." [17])

Vier Jahre später zeigte die Presse mehr Einsicht; aber das Publikum blieb aus und angesichts der leeren Kassen gab der Direktor des Theaters, Baron Braun, Beethoven zu verstehen, daß „seine Musik niemals volkstümlich sein werde", worin er sich übrigens nicht so ganz täuschte. Schließlich freilich taten die Wiener dem Meisterwerke doch öffentlich Abbitte: die Wiederaufführung des „Fidelio" 1814 war ein voller Erfolg, jene von 1822 vollends ein Triumph. Die Schroeder, welche die Leonore sang, hat über diese Reprise einen rührenden Bericht hinterlassen. Sie zeigt uns Beethoven, wie er, in seinen Mantel gehüllt, im Orchester saß und seine Augen Flammen warfen, während sein Ohr nichts mehr vernahm. „Seine Augen" — schreibt sie — „flößten mir Furcht ein und wenn meine Blicke den seinen

[15]) „Der Freimütige" vom 26. Dezember 1807.

[16]) „Zeitung für die elegante Welt."

[17]) „Allgemeine Zeitung für Musik."

begegneten, fühlte ich mich von einem Schrecken befallen, der mir meine Beherztheit völlig benahm. Doch kaum hatte ich einige Takte gesungen, fühlte ich mich wunderbar ermutigt. Das ganze Publikum und Beethoven selbst waren wie verschwunden; wie ich meine Rolle überdacht und studiert hatte, war aus meinem Gedächtnisse wie weggewischt, ich war Leonore selbst, ich lebte ihr Leben, ich litt ihr Leid".

Als die berühmte Pistolenszene kam — da fühlte das junge Mädchen, daß sein Genius von ihm Töne forderte, die nicht irdisch sind — und als die Trompete draußen das Befreiungssignal erschallen ließ, „da" — sagt sie — „erschlafften meine Nerven, die Waffe entglitt meinen Händen, ich fühlte, wie meine Kniee sich beugten und meine Finger krampfhaft an die Stirne fuhren und meiner Brust entrang sich der Schrei der Todesangst, den alle Darstellerinnen dieser Rolle nachzuahmen versuchten".

„Diesen furchtbaren Schrei" — fügt ein Biograph bei — „vernahm auch Beethoven, und das Publikum, dem der Ausdruck der Musik wie die Betonung derselben durch die Darstellerin das Herz schließlich völlig überwältigte, antwortete mit nicht enden wollendem Beifall. Da konnte wohl Beethoven, während er die Wange der bewunderungswürdigen Künstlerin zärtlich streichelte, sagen: „Ich sehe, daß ich nicht umsonst gelebt habe und ich glaube bestimmt hoffen zu dürfen, daß meine Musik auf die Entwicklung meiner Kunst nicht ohne Einfluß bleiben wird".[18])

Es scheint, daß Österreich dem stetig wachsenden deutschen Einflusse sich niemals völlig hingegeben habe. Mozarts Heimat trug Bedenken, Beethoven bis über den Punkt zu folgen, wo dieser Mozart übertroffen hatte. Grillparzer erscheint als der Vertreter und Dolmetsch dieser Zurückhaltung. Obwohl ein Bewunderer des Tonkünstlers, dessen Mitarbeiter er einmal beinahe geworden wäre, bewunderte ihn der Dichter doch nicht bis zum Ziele, er folgte ihm nicht bis zum letzten Gipfel. Grillparzer empfand weniger Stolz, denn Besorgnis, als ihn Beethoven ihm Jahre 1829 um ein Textbuch angehen ließ, eben jene „Melusine", die übrigens von Beethoven niemals vertont werden sollte. „Einmal lag mir der Gedanke" — so schreibt er darüber[19]) — „je ein Opernbuch zu schreiben, an sich

[18]) Viktor Wilder, „Beethoven".
[19]) Grillparzers Werke, XV, S. 230.

schon fern genug, dann zweifelte ich, ob Beethoven, der unterdessen völlig gehörlos geworden war und dessen letzte Kompositionen, unbeschadet ihres hohen Wertes, einen Charakter von Herbigkeit angenommen hatten, der mir mit der Behandlung der Singstimmen in Widerspruch zu stehen schien; ich zweifelte, sage ich, ob Beethoven noch im stande sei, eine Oper zu komponieren". Schließlich war Grillparzer ganz und gar in der Bewunderung und Liebe zu Mozart aufgegangen. Allerdings hat er zwar wiederholt und stets mit glänzender Beredsamkeit den Schöpfer der neun Symphonien verherrlicht, aber einmal wenigstens hat er in übrigens geheimgehaltenen Blättern dem Genie Beethovens gegenüber seiner Unruhe und seinem Schrecken Luft gemacht. „Wie Ihr" — sagte er im Alter zu den fanatischen Bewunderern Beethovens[20])

„Wie Ihr, hab' ich Beethoven hoch geehrt,
Wobei jedoch als Unterschied sich anhängt,
Daß, wo eure Bewunderung erst recht anfängt,
Die meinige schon wieder aufhört".

Endlich hat man auf einem der Konversationshefte Beethovens ein Geständnis Grillparzers gefunden, welches dieser an jenem Tage vielleicht nicht nur in seinem eigenen Namen gemacht hatte, die Worte: „Ihre Musik bleibt uns ganz und gar unbegreiflich".[21])

Gewiß übertrieb er, wie es einige seiner Schriften bezeugen, aber er übertrieb nur. In der Verbindung italienischer und deutscher Musik, für welche Mozarts harmonisches Genie die Formel festgesetzt hatte, suchte, sobald Mozart gestorben war, das italienische Element den deutschen Anteil aufzusaugen oder auszustoßen. Rossini wars, der daranging, alles, was Beethoven in Österreich und für Österreich geschaffen hatte, zu zerstören. Das große Geheimnis der leidenden Tugend, das der erhabene, seit zwanzig Jahren am Herde Wiens weilende Gast der Stadt anvertraut hatte, vergaß diese in einem Tage um des entzückenden und leichtfertigen Liedes willen, das ein vorbeiziehender Jüngling sang. 1816 erschien „Tancred", der alle Köpfe verdrehte und alle Herzen gewann; während eines Dutzends von Jahren schied der Streit der Italiener und der Deutschen das Wiener Publikum gerade so, wie jener der Gluckisten und Piccinisten die Pariser Welt entzweit hatte. Auch begegneten sich dieselben An-

---

[20]) Grillparzers Werke, II, S. 156. Sprüche und Epigramme, „Den Beethoven-Enthusiasten".

[21]) Kallischer, Nord und Süd, Bd. 56, 1891.

schauungen im Kampfe. Der germanische Geist gewann nicht die Oberhand. Nicht viel mehr als ein Vierteljahrhundert war seit Mozarts Tode vergangen, Beethoven waren noch etwa zehn Jahre beschieden — da berichtet ein Freund Bauernfelds aus einem gräflichen Schlosse in einem kleinen mährischen Orte, nicht weit von Wien:[22])

„In der Kunst ist man hier ultra-ketzerisch. Mozart und Beethoven sind die Generalbassisten, die die Dummheit der vorigen Zeit genießbar fand; erst seit Rossini weiß man, was Melodie ist. „Fidelio" ist ein Quark, von dem man nicht begreifen kann, wie sich jemand die Mühe geben mag, sich damit zu langweilen."

Und Bauernfeld bemerkt zu dieser Schilderung „aus der Gesellschaft" (1824), daß sie „auch heutigen Tages (1875) noch ziemlich passen" dürfte.

Der vorübergehende Erfolg des „Freischütz" — 1821 und 1822 — dann jener der „Euryanthe" — 1823 — waren nur wie eine flüchtige Revanche und sicherten nur um so mehr, wie ein Kontrast oder ein Protest, den Triumph einer „Cencrentola". Mehr als jemals ein Vertreter seiner Rasse, kämpfte Grillparzer, der nicht vor allem ein Deutscher, sondern ein Niederösterreicher, ein Wiener sein wollte, in der ersten Reihe für die italienische Sache. Der „Freischütz" erregte nur seine Ironie, „Euryanthe" nur seinen Zorn. Endlich als um 1828 beide Parteien die Waffen niederlegten, war eine Aufführung der „Hochzeit des Figaro" das Signal oder das Symbol der Versöhnung und Mozarts Schatten allein konnte seiner Heimat den Frieden wiedergeben.

IV.

So tat Österreich, nachdem es so viel für die germanische Oper getan hatte, vielleicht nicht weniger gegen sie. Da zog sich der Genius, den es beleidigt hatte, von ihm zurück; er wandte sich wieder dem Norden zu und die Herrschaft im Reiche der Töne, die bisher in Österreichs Besitze gewesen, ging in andere Hände über. Im eben abgelaufenen Jahrhundert hat man die Quelle und die Strömung der Musik jenseits des Rheins ihren Lauf ändern sehen. Wagner selbst wollte lange Zeit nicht nach Wien gehen und auf keinem österreichischen Hügel hätte sich jemals das Heiligtum des neuen deutschen Musik-Dramas erheben können.

[22]) Bei Ehrhard aus dem „Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft", Band 5, Seite 16.

Aber vergessen wirs nur nicht: Ehemals war Österreich dieses Heiligtum und Mozart, sein vielieber Mozart, war dessen Gott. Ja, es ist eine wahrhaft göttliche Gabe, die Österreich der deutschen Oper bot, da es ihr Mozart zum Geschenke machte. Selbst Deutschland — Deutschland allein — hätte diese Blume niemals hervorgebracht. Aber in Mozarts Geist kann Deutschland gewiß in manchen Zügen seinen eigenen erkennen. Manche Szene im „Don Juan" kündet von ferne die phantastische Romantik des „Freischütz" an, und dieselbe Aufregung, in der Suzanne unter den Kastanienbäumen einen Augenblick erschauert, sollte auch Agathe des Nachts an ihrem Fenster ergreifen. Endlich kann man wohl mit einem unserer scharfsinnigsten Berufsgenossen zwischen dem Wagner des „Rheingold", sogar des „Tristan" und des „Parsifal" und zwischen Mozart, dem deutschen Mozart, dem Mozart der „Zauberflöte", gewisse Beziehungen entdecken.[23])

Bei Mozart war dies alles im Keime enthalten und Deutschland hat es entwickelt. Aber auch etwas, das wir zu bestimmen versucht haben, fand sich bei Mozart erblüht, und das hat sich verloren: Die Vollendung der Form, die edle Anmut und der Stempel des Göttlichen, das Ebenmaß, der bis zum Erhabenen gesteigerte Zauber, die ungekünstelte Lebensfreude, endlich das, was unser Gounod entschieden besser empfunden hat, als irgend einer: „Das Ideal, das über uns und doch bei uns ist;" — wohlan, das ist Österreichs Anteil nicht nur an der Oper der Deutschen, sondern an jener der Menschheit. Noch einmal seis gesagt: Das alles hat sich verloren oder wenigstens in gleichem Maße nie wiedergefunden!

Es gibt eine Stelle im „Don Juan", die ich niemals ohne Schwermut höre — im letzten Akt, kurz vor der Ankunft des Kommandeurs —: Die Reminiszenz an Figaros „Non più andrai". Bevor die schreckliche übermenschliche Stimme des steinernen Gastes tönt, wollte Mozart selbst mit seinen menschlichsten, sanftesten Lauten zu Worte kommen: „Non più andrai". . . . Zuerst ist es ein Dank, eine Huldigung Mozarts gegen sein Lieblingspublikum, jene Prager Freunde, die der „Hochzeit des Figaro" nicht unwürdig gewesen und es so verdient hatten, daß Mozart für sie den „Don Juan" schrieb. „Non più andrai." ... Ist es nicht auch wie ein Lebewohl Mozarts, wie ein Vorgefühl des göttlichen Jünglings, daß er den Weg,

[23]) Siehe: Étude sur la Flûte enchantée, par M. Julien Tiersot.

den ihm sein Genie vorzuzeichnen schien, nicht bis zum Ziele gehen sollte? ... „Non più andrai." ...

Endlich ist es die Musik selbst, der das Lied zu sagen scheint: Eine mächtige und ungestümere Kunst wird geboren werden; doch in jene gemäßigten und glücklichen Regionen, zu dem reinen Ideale, wohin dich Mozart auf sanft ansteigenden Wegen geführt hat, wirst du nie mehr wiederkehren!

Auf das Grab seines größten Musikers könnte Österreich diese beiden Verse seines größten Dichters schreiben:

„Eins aber ging verloren, Eins:
Der Unschuld Glück, o Östreich, dein's!"[24])

[24]) Grillparzer. Aus dem Gedichte „Stabat mater" (31. Mai 1842).

Eötvös und die Nationalitäten.*)

Von Professor Dr. Alexander Márki, Budapest.

„Nieder vom Himmel herab schoß sprühend ein glänzend Gestirne.
Eifrig suchend ersahn's die Gefährten endlich auf Erden;
Hoben es wieder zu sich und reicher erglänzte der Himmel:
Doch hienieden beweint Ungarn dein Sterben, o Eötvös!"

Als Schüler in Pozsony betrauerte ich mit diesem schwachen Vers, doch mit starkem Gefühl den Verlust, den unser Vaterland am 2. Februar 1871 erlitt. Am 5. Februar betraute mich der Selbstbildungsverein mit der Abhaltung der Gedenkrede und ich wagte mich an die große Aufgabe mit eben dem ernsten Entschluß heran, wie jenes Kind, welches Skt. Augustin zum Lächeln reizte, weil es das Wasser des Ozeans in eine Grube schöpfen wollte.

Jetzt, nach 34 Jahren, entschloß ich mich mit eben derselben Pietät, doch mit bedeutend weniger Selbstvertrauen zur zweiten Gedenkrede. Stand ich doch seither oftmals „über den Tiefen seiner Wässer" und sah (wie Arany Dante bewundernd sah), daß „deren reiner Spiegel die Außenwelt treu wiederspiegelt; doch in dessen Wirbel dringt das Auge nicht, in die Wirbel, die nur er — vielleicht nicht einmal er — kannte." Was ist natürlicher, als daß auch mich diese Wirbel anziehen und ich schicke das Senkblei in die Tiefe, obwohl ich weiß, daß selbes wie leichter Flocken fortfliegt.

Diese Wirbel sind Eötvös' Nationalitätenpolitik, und von dieser unzertrennlich sein Gesetz über den Volksunterricht. Lang und tief ist,

*) Vorgelesen in der Eötvös-Gedenkfeier des „Eötvösalap" (Eötvösfonds) der ungarischen Lehrer, am 2. Februar 1905.

vielleicht die Wunde, die ich in den kristallklaren Wasserspiegel schneide, wenn ich mit meinem schwach gerüsteten Schiff darübereile; doch lehrte uns ja Petöfi, wenn das Schiff vorüber ist: „heilt die Wunde und alles ist wieder gut".

Jene Wunde, die zwei namhafteste Bildungen Eötvös' auf dem Gebiete des Gesetzgebers der Idee des Nationalstaates unwillkürlich schlugen, heilt ebenfalls zu und alles wird wieder gut; doch nur dann, wenn wir auch im Momente der Pietät die Rechte des Historikers und jene des Politikers nicht verleugnen und mit der Objektivität des ersteren und der festen Überzeugung des letzteren auf all' jenes hinweisen, was dieser Idee im Wege steht. Pietät ohne Aufrichtigkeit ist keine. „Die Kenntnis der Geschichte ist eine Fackel, der, um sicher zu gehen, jede Nation folgen muß" — sagt Eötvös selber — „und es kann nicht des Richters Aufgabe sein, das Licht zu verdecken, welches diese auf unsere gegenwärtigen Verhältnisse werfen könnte, oder mit untermischtem, fremdem Material die Quelle zu fälschen, aus der wir vielleicht bittere, doch immer nützliche Lehren ziehen können." „Ich bin in der Politik die leibhaftige Zukunft" — schrieb er von sich selbst gegen Ende seiner Laufbahn — „mein ganzes Leben hindurch hab' ich stets Weisen gesungen, die nach 20 Jahren jeder Lehrbub pfeifen wird, welche jedoch damals niemand verstehen wollte." Und wir können fragen: ob wir dieselben nach zweimal 20 Jahren wirklich verstehen? Und verstehen wir denn nach einer beinahe sechsmal so langen Zeit die Menschen- und Bürgerrechte so, wie diese die französische Revolution unter donnerndem Beifall der vorwärtsstrebenden Menschheit entwickelte? Eötvös fand, die herrschenden Ideen des XIX. Jahrhunderts betreffend, daß die Begriffe von Freiheit und Gleichheit in jener Form, wie sie damals aufgestellt wurden, nicht zu verwirklichen seien, ohne daß sich alle bestehenden Staaten auflösen; und, als dritte auch die Idee des Nationalismus hinzufügend, gelangt er zur Schlußfolgerung, daß diese drei Begriffe miteinander im Widerspruche stehen und sich die Menschheit auch dann nicht zufrieden geben würde, wenn sich dieselben irgendwie verwirklichen könnten.

Die Idee des Nationalismus äußert sich seiner Meinung nach „in dem Trachten der einzelnen Völker nach jener Position, zu welcher sie sich infolge ihrer Vergangenheit (ihres historischen Rechtes), ihrer Größe, oder anderer Eigenschaften berechtigt meinen."

Diese Idee, die in den früheren Jahrhunderten beinahe in Vergessenheit geraten war, erstand im XIX. Jahrhundert wieder und

übte auf die Staaten einen größeren Einfluß als je, obzwar sie in den Verhältnissen der Völker nie so schwach wurzelte, wie diesmal; waren doch zu dieser Zeit die Gründe, die nationale Individualitäten zu erhalten pflegen, schon erloschen, oder doch kraftlos. Der Beginn der politischen Tätigkeit Eötvös' fiel mit dem Beginne der nationalen Bewegungen zusammen. Einige Jahre nachher, als diese die Nationalitäten zur offenen Auflehnung gegen die ungarische Staatsidee brachten, erklärte er, sich auf die neueste Geschichte unseres Vaterlandes berufend, die Völker lieben und hassen nicht so stark, wie es ihre Fürsprecher wünschten; ob bloßer Sprachverschiedenheit sehen sie jene nicht für Fremde an, mit denen sie Jahrhunderte zusammen lebten, und ob bloßer Sprachverwandtschaft umarmen sie die nicht als Brüder, mit denen sie Jahrhunderte lang in Fehde gelebt hatten. Der Staat, der in Europa beinahe überall auf der monarchischen Idee basierte, verteidigte natürlicherweise seine historischen Rechte und die individuelle Berechtigung gegenüber der unausgegorenen, überhaupt gar nicht verstandenen Nationalitätenidee. Und dennoch gehörte diese Idee zu den mächtigsten Revolutionsprinzipien.

Nach sechs Wochen, nachdem Eötvös Ungarns erster, verantwortlicher Kultus- und Unterrichtsminister geworden war, am 15. Mai 1848, urgierten in der Balázsfalvaer Konferenz die Rumänen selber den ungarischen Staat, ihnen auf Staatskosten Elementarschulen zu errichten und ihre Lehrer zu bezahlen. Jetzt, zu Beginn der Verhandlung der dritten Gesetzesvorlage über Volksunterricht, warten wir vergebens auf die Wiederholung dieses Wunsches; und der Staat war auch damals nicht abgeneigt den Wunsch zu erfüllen. Wäre er erfüllt worden, würde sich die Kultur des rumänischen Volkes schon über ein halbes Jahrhundert von dem fruchtbringenden Boden der ungarischen Staatsidee nähren. Der unter Oberaufsicht des Staates stehende, obligatorische Volksunterricht hätte mit seinen sanften Mitteln das aufrecht erhalten, was auf diese Art 200.000 Honvéds mit den Bajonetten erkämpfen mußten. Der letzte Reichstag der Stände sprach zwar das Prinzip der Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit aus, doch Eötvös bemerkte, daß ohne Erziehung die Gleichheit leerer Schall sei; und kaum wurde Ungarns erstes Parlament eröffnet, reichte er nach drei Wochen (24. Juli 1848) seine Gesetzvorlage über den Volksunterricht ein; die erste, die ein ungarischer Reichstag überhaupt verhandeln konnte.

Die Gesetzesvorlage verpflichtet den Staat, soweit als möglich, in jeder Ortschaft und in den größeren Pußten Schulen zu errichten,

niemanden ohne Elementarunterricht zu lassen. Die Eltern und Vormünder sind bei Strafe verpflichtet, die 6 bis 12 Jahre alten Knaben und 6 bis 10 Jahre alten Mädchen unterrichten zu lassen. Der Elementarunterricht ist in jedem öffentlichen Institute unentgeltlich. Dort wo keine Schule ist, hat die Gemeinde aus der, nach der Staatssteuer zu berechnenden, höchstens fünfprozentigen Schulsteuer eine solche zu errichten; wo jedoch der Ertrag des Stipendiums oder die Steuer ungenügend ist, gibt der Staat Subvention. Die Schule hat mehr gründliche als vielerlei Kenntnisse zu bieten. Die ungarische Sprache hat überall, bei den diese nicht Sprechenden aber in ihrer Muttersprache gelehrt zu werden. Die Religion hat der Geistliche der betreffenden Konfession zu lehren; wo mehrere Konfessionen vertreten sind, erhält, bei einer Anzahl von mindestens fünfzig Schülern, jede eine eigene Schule, anderenfalls haben die Kinder gemeinsame Schulen zu besuchen. Die Oberaufsicht über die Gemeindeschulen hat die Gemeindekommission (Schulstuhl); diese Kommission wählt, unter Oberaufsicht des Unterrichtsministers, die diplomierten Lehrer und kann sie auch entlassen. Der Staat hat eine entsprechende Anzahl Lehrerpräparandien aufzustellen. In Ungarn und den angeschlossenen Teilen bildet die Regierung zur Handhabung der Volkserziehung mehrere Bezirkskommissionen.

Die Vorlage Eötvös' hielten nicht alle für eine gründliche Reform. Vielen erschien es nicht richtig, daß die Stipendien Eigentum der Konfessionen bleiben sollten, daß die Regierung die Konfessionen vor Einreichung der Vorlage nicht angehört habe und daß dem GA. XX:1848, wonach die Kosten des Unterrichtes der Staat trägt, nicht Genüge geleistet werde. Doch Kossuth, als Finanzminister, der die Kosten des staatlichen Unterrichtes bescheiden mit 30 bis 40 Millionen Gulden berechnete, war gegen die Staatsschulen und selbst für die konfessionellen, denn „der Staat habe keinen grundlosen Brunnen, aus dem er Reingold schöpfen könne".

Die Unterrichtssprache entfesselte auch eine lebhafte Debatte. Viele waren der Meinung, daß im Unterland und in Kroatien die Sache nicht so traurig stünde, wenn man anderen Volksstämmen die ungarische Sprache nicht so sehr aufoktroyierte. Sie verlangten, man solle an Orten, wo die Bewohner verschiedensprachig sind, Lehrer anstellen, die mehrere Sprachen sprechen, die dann langsam dahingelangen könnten, die ungarische Sprache ungarisch zu lehren. Andere wieder sahen darin den Niedergang des Ungarntums, daß der Unterricht in

der Sprache der Mehrzahl vorgenommen werden solle; es wäre genügend, wenn die 6 bis 9 Jahre alten Kinder so unterrichtet würden, die älteren jedoch in ungarischer Sprache. Andere wieder wollten ungarisch nur dort als Unterrichtssprache sehen, wo sie es bisher war; wo nicht, solle man ungarisch sprechende Lehrer anstellen. Nach Gabriel Kazinczy hat der Staat seine Pflicht erfüllt, wenn er jedem Gelegenheit bietet, die Amtssprache zu erlernen. Auf diese Art wurden bei diesem einzigen Absatz elf Abänderungsanträge gestellt und schließlich behielt man den Originaltext. Eigentlich war auch die Angelegenheit der konfessionellen und öffentlichen Schule eine Nationalitätenfrage. Deák selbst machte das Parlament aufmerksam, jetzt, wo das Land ohnedies im Fieber sei, wenigstens die Religionsreibereien zu vermeiden. Auch andere bemerkten dem Minister gegenüber, daß die Basis der Scheidung der verschiedenen Konfessionen in der Kirche zu suchen sei und daß auch der französische Konvent in den Religionsangelegenheiten keinen Erfolg errungen habe.

Eötvös verfuhr in seinem Antrage ohne Zweifel mit den Nationalitäten und Konfessionen sehr vorsichtig und nachgiebig; Ladislaus Palóczy sagte ihm auch, „wer immer das juste milieu befolge, werde der Klio nie große Taten hinterlassen“, aber das Haus folgte, wenigstens jetzt, ebenfalls diesem Prinzipe des juste milieu, denn es leitet — wie Franz Deák bemerkte — den Gesetzgeber nicht bloß der bedachte Pfad der Klügelei, sondern auch das Leben, und dessen Verhältnisse wie die Eigentümlichkeiten der Menschheit sind für ihn maßgebend, und wehe dem Gesetzgeber, der so ideale Gesetze bringt, die das menschliche Leben täglich, die Erfahrung stündlich Lügen straft.

Das Haus nahm am 20. August die Gesetzesvorlage tatsächlich an und sie gehört sicherlich zu den namhaftesten der sogenannten Revolutionsinstitutionen. Von allen Seiten durch Auflehnung und Angriffe bedroht, opferten die Vertreter der Nation eine ganze Woche zur gründlichen Beratung der kurzen 19 Paragraphen, und damit sie dies noch ruhiger tun könnten, brachten sie es über sich, die Verhandlung über das Gesetz betreffend die Stellung von 200.000 Honveds zu verschieben. Nicht umsonst beriefen sich einzelne auf Preußen. Es sah aus, als wollten sie, wenn die tapferen Honveds diesen Feldzug siegreich durchführen können, alles andere mit Lehrern gewinnen. Der Nation stand auch während der Blutsintflut stets ein weit herausragender Punkt vor Augen; jener Ararat, wo sie Ruhe suchte mit ihrer Arche, wo sie die friedenbringende Taube mit dem Ölzweig erwartete und wovon sie, nach dem

schweren Opfer, das sie dargebracht, den Regenbogen der Sühne bewundern wollte, — jener Ararat war die Idee der nationalen Kultur, der nationalen Erziehung. Die Erbringung des ersten, obzwar nicht sanktionierten Gesetzes über Volksunterricht verbindet die Geschichte ebenso mit dem Namen Eötvös', wie sie die ganze Umwälzung vom Jahre 1848 mit jenem Kossuths verknüpft.

Jene, die Eötvös ob seiner Zuvorkommenheit gegen die Nationalitäten angreifen, bedenken nicht genügend, daß Eötvös schon zehn Monate in der Welt herumirrte und der Zorn der Nationalitäten sich schon gelegt hatte, als Ministerpräsident Szemere am 21. Juli 1849 das erste Nationalitätengesetz mit der Bemerkung dem Parlamente vorlegte, daß das Land zu Grunde ginge, wenn der Staat die Wünsche der Nationalitäten auf so aristokratische Weise auffasse, wie bisher. Das Parlament votierte auch das Gesetz, welches selbst in jenen kritischen Zeiten den Nationalitäten nicht mehr Rechte einräumte, als nach 19 Jahren der GA. XLIV: 1868, doch in Schulangelegenheiten mehr bot, als das Unterrichtsgesetz Eötvös'; den Nationalitäten war es zu wenig, den Ungarn zu viel, alle miteinander kritisierten es; doch als Friedenshindernis wurde es trotzdem nicht betrachtet, da in jenen Tagen der Sache der Nation schon niemand mehr recht vertraute.

Eötvös berief sich — meines Wissens — nie auf diesen torso der Gesetzgebung, das erste Nationalitätengesetz; obwohl er in seinen Werken über die Gleichberechtigung der Nationalitäten im Jahre 1850 und über die herrschenden Ideen des XIX. Jahrhunderts 1851 — dort als Publizist, hier als Staatsmann — die Nationalitätenfrage in ihrer ganzen Ausdehnung einer Kritik unterzog. Es wäre gewiß lehrreich zu sehen, wie er über ein Gesetz denkt, welches im Streite gegen die Aufregungen des Freiheitskampfes und gegen zwei Großmächte, gleichsam als letzter Wille der Nation den Forderungen der Nationalitäten gegenüber klingt; zu sehen, wie er es mit der Verfassung vom 4. März 1849, welche er als das, auch unserem Vaterlande maßgebende Grundgesetz Österreichs betrachtet, in Einklang bringt und eine Änderung bloß in der Nationalitätenfrage für notwendig hält. Die österreichische Regierung stellte Ungarns historische Rechte dem Prinzipe der Gleichberechtigung der Nationalitäten gegenüber, während dagegen Österreichs Einheit, die Gleichberechtigung des Volkes, der Nationalitäten als Hauptziel galt. Damit Österreich einheitlich bleibe, mußte entweder die Gleichberechtigung der Nationalitäten oder die Verfassungsmäßigkeit verschwinden; das Prinzip der Gleichberechtigung

führt zum Absolutismus. Besser verstehen wir Eötvös' Unterrichtsgesetz vom Jahre 1848, wenn wir jene seine Auffassung kennen, daß die Bewegungen vom Jahre 1848 nicht nur in Österreich, sondern auch bei uns solche der Nationalitäten waren. Die südslawische Presse erklärte oft genug, daß sie, wenn sie zwischen verfassungsmäßiger Freiheit und Nationalität zu wählen habe, letztere wähle; in Ungarn hatte sie schon gewählt; doch verursachte es auch in Österreich keine Aufregung, daß man sich mit dem Inslebentreten der Märzverfassung nicht beeilte.

Was für den Adel die Standesvorurteile waren, waren für das Volk die Nationalitätenprinzipien. Anderes kann man von ihnen nicht erwarten, als von der Geschichte der Aristokratien. Wie also 1660 die Dänen, 1804 die Franzosen den die Nationalitätenbestrebungen begünstigenden Absolutismus herstellten, wird das Prinzip der Gleichberechtigung der Nationalitäten in Österreich zum Absolutismus führen. Wenn Ungarn, aus Rache wegen der Revolution, bei Unterdrückung der historischen Rechte, in Provinzen nach den Nationalitäten aufgeteilt wird, mußte nach demselben Grundsatz auch Österreich geteilt werden, zum Beispiel Tirol mit Unterdrückung seiner historischen Rechte in zwei Teile. Wenn aber die Sprache als Basis zur Aufteilung genommen wird, müßten die Grenzen je nach den statistischen Ergebnissen stets geändert werden. Da aber das Prinzip der Gleichberechtigung die Autonomie einer einzelnen Nationalität ausschließt, würde jede andere unzufrieden sein, die sich zur Führung berufen fühlt. In Österreich kann das historische Recht kein anderes Grundprinzip ersetzen, die Gleichberechtigung der Nationalitäten würde zur Auflösung der Monarchie führen. Auch die vollkommenste Maschinerie wird ihrem Zwecke nur infolge der treibenden Kraft entsprechen. Diese treibende Kraft des Staates ist die Gesinnung des Volkes. Es ist möglich, die Monarchie als einheitlichen Staat zu erklären, es ist möglich, ihr eine Verfassung zu geben, die bezüglich Konzentration die französische übertrifft, zur Erleichterung der Verwaltung das ganze Territorium mit Winkeln und Linien in gleiche Teile zu teilen: doch fünfunddreißig Millionen Einwohner im Begriffe des Vaterlandes zu vereinen, österreichischen Patriotismus zu erschaffen, ist unmöglich. Denn Patriotismus ist keine Zentralkasse, die von einem Ort zum anderen übertragen wird. Denjenigen Patriotismus, den man nicht will, kann man vernichten, doch den zu zaubern, den man will, ist unmöglich. Die christlichen Religionen stehen einander näher als die

Nationalitäten und doch lassen sie sich nicht vereinigen. Fünfunddreißig Millionen Menschen können in ein und demselben Staat nicht ohne Gemeingeist leben, doch dieser Gemeingeist wird nicht die Einheit Österreichs, sondern die Nächstenliebe der einzelnen Nationalitäten sein. Es kann kein Staat bestehen, in dem das Nationalgefühl sozusagen gar nichts gilt. Eötvös wollte einen einheitlichen Staat, mit einheitlicher Verfassung, gemeinsamem Parlament und gemeinsamem Ministerium; er wollte jedoch die, auf historischen Rechten basierenden, nationalen Wünsche der einzelnen Teile „der Monarchie“ mit den Anforderungen der Einheit verbinden und die auf der Sprachverschiedenheit der einzelnen Nationalitäten gegründeten Forderungen mit den historischen Rechten der einzelnen Teile und der Einheit der Monarchie in Einklang bringen; zum Beispiel derart, daß der Landtag und die verantwortliche Regierung jeder Provinz in den ihr vorbehaltenen Angelegenheiten selbständig entscheidet. In einer seiner verbreitetsten Flugschriften („Die Garantien der Macht und Einheit Österreichs“) verkündete er auch noch nach neun Jahren (1859), daß Österreich sich die Einheit und Macht nur so sichern könne, wenn es die natürliche Entwicklung der einzelnen Nationalitäten fördere, von seinen auf historischer Basis gebildeten Staaten aber, Ungarn mit inbegriffen, keinem einzigen größere Rechte zugestehe, als den anderen. Nach den Erfahrungen des italienischen Feldzuges wollte zwar auch Österreich schon den Dualismus Ungarns, aber auf der Basis von 1847.

An Eötvös' zehnjährige politische Tätigkeit denkt die Nation mit Unzufriedenheit, doch ebenso denkt sie an die ebenfalls zehnjährige Tätigkeit eines anderen ihrer großen Männer, Stefan Bocskays. Alle Beide wurden als Häupter der deutschen Partei angesehen; denn während hier zu Hause nur Ruinen zu sehen waren, außen mächtige Tendenzen alles zu verschlingen drohten, hielt man die Einheitsidee der Habsburger für eine kleinere Gefahr als des Vaterlandes völligen Niedergang; nur eine wirkliche Großmacht soll die Monarchie sein, dabei verfassungsmäßig, welche die autonomischen Rechte der einzelnen Teile in Ehren hält. Bocskay wollte als Rat von Prag, Eötvös als Publizist die kaiserliche Politik mit ernster Kritik und wohlmeinenden Ratschlägen von ihren gefährlichen Tendenzen befreien; einen fürchterlichen Seelenkampf mögen sie durchgemacht haben, Bocskay, der aus einem freien Bannerherrn Siebenbürgens, Eötvös, aus einem revolutionären Minister zu einem derartigen Mentor der kaiserlichen Politik wurde; es mag aber eine noch größere Umwälzung

in ihrer Gedankenwelt stattgefunden haben, als sie einsahen, daß sie auf diese Weise der Sache ihrer Nation, der allgemeinen Freiheit, nicht nützen konnten. Der Übergang war bei keinem von Beiden ein plötzlicher. Beide gaben sich mit der Wiederherstellung der Palatinalwürde und der Verfassung der Stände zufrieden, nur damit sie schon etwas schaffen, etwas tun können, im Interesse ihres Vaterlandes und mit ihm im Interesse der Kultur der Christenheit. Bocskay verkündet mit dem Schwerte, Eötvös mit der Feder in der Hand, daß die nationale Selbständigkeit aufrechterhalten bleiben müsse, doch wollte Bocskay ebensowenig das Zeitalter Basta's und des Wojwoden Michael heraufbeschwören, wie Eötvös jenes Haynaus und Jelachich's. Um die Gespenster Basta's und Haynau's zu beschwören, wollten sie die Großmachtstellung durch den Ausgleich der Erbländer mit Ungarn sichern, Ideen der Michael und der Jelachich aber durch Herstellung allgemeinen, guten Einvernehmens unmöglich machen. Bocskay's Werkzeug hierzu war die Beruhigung der Konfessionen, Eötvös' die der Nationalitäten. Jener versuchte die Lösung der Aufgabe im Wiener Frieden, dieser im neuen Unterrichts- und Nationalitätengesetze. Eötvös sagte in seinem Hefte, welches er im Jahre 1865 über die Nationalitätenfrage schrieb, voraus, daß die irrige Lösung der Aufgabe unserem Vaterlande Gefahr bringe; wenn sie aber gelinge, die größte Sicherheit, unsere Freiheit sein könne. Jene Lehren, die er schon früher, besonders bei dem Studium der Nationalitätenverhältnisse Österreichs zog, trachtete er schon in jenem am 1. August 1861 dem Reichstage vorgelegten Gesetzesantrage zugunsten der ungarischen Staatsidee zu verwerten. Er sagte, „daß die Nationalitätenfrage nicht die Angelegenheit einer oder der anderen Nationalität sei, sondern die jedes einzelnen Bürgers, die der ganzen Nation; aus diesem Grunde können wir sie nicht mit Unterstützung der besonderen Wünsche der ungarischen, serbischen, rumänischen oder slawischen Nationalität definitiv erledigen, sondern nur so, daß wir die gemeinsamen Rechte des Vaterlandes vor Augen halten". Ihm schwebte jenes mächtige Ungarn des Mittelalters vor, welches von der Einheit des Staates und der unauflösbaren Macht der Krone einen reineren Begriff hatte, als jeder andere Staat, aber bezüglich der Nationalitäten nie nach Einheit trachtete. Sich für die eigene Nationalität begeisternd, vergaß es nie, daß andere ebenso warm fühlen, und setzte sich nie die Suprematie der einen oder künstliche Verdrängung der anderen zum Ziele. Nach Eötvös war dieses auch diesmal der richtige Aus-

gangspunkt in der Lösung der Nationalitätenfrage; doch die Folgerungen bis zum neuesten Nagyszebener Programm (10. Jänner 1905) zeigten, daß Friedrich Pesty, der ihn um größere Strenge bat, die Geschichte dieser Frage besser kannte; in einer seiner Studien (1868) klagt er die Nation der Stiefmütterlichkeit gegen sich selbst an, die an die Schaffung des ungarischen Nationalstaates nicht nur nicht dachte, sondern gegenüber dem Ungartum stets die anderen Nationalitäten faitierte. 1608 (Ges. Art. XIII) und 1655 (Ges. Art. XXXIV) mußten Gesetze erbracht werden, damit auch die Ungarn ähnliche Rechte genießen können, wie andere Nationalitäten. Doch Eötvös fand, daß der Ungar erst durch das Preisgeben aller Ausnahmsrechte im Jahre 1848 gegen alle Klassen und Nationalitäten gerecht wurde, und er darum nicht verzagen müsse, wenn auch diese ihm gegenüber nicht sofort gerecht wurden. „Es ist natürlich" — sagt er — „daß die Erinnerung an die Kämpfe länger dauert und eben bei denen bitterer ist, die noch Wunden von diesen tragen." Aber nur sie tragen sie und das Ungartum ist nicht ärger verwundet? Im Gegenteil von Tag zu Tag „recrudescunt inclytae gentis hungaricae vulnera".

Eötvös glaubte, daß nicht das Zeigen der Wunden, Ränke und individuelle Aufreizung, sondern historische Notwendigkeit diese Nationalitätenfrage geboren hatte, welche mit der Ausdehnung der individuellen Freiheit und der Aufrechthaltung unserer verfassungsmäßigen Selbständigkeit, definitiv aber nur mit der wirklichen Durchführung der Gleichberechtigung der Nationalitäten lösbar sei; und dieses kann geschehen, wenn wir den Gesetzartikel vom Jahre 1888 ehrlich durchführen und uns in der Organisation unserer Verwaltung an das Prinzip der Autonomie klammern. Das Volk muß ebenso ein Opfer bringen, wie im Jahre 1848 der Adel, der alle Rechte opferte, weil das Wohl und die Freiheit des Vaterlandes auf diese Art am besten gesichert werden konnten. Eötvös sprach zum Herzen und fuhr die Nation nicht so schonungslos an, wie kaum ein Vierteljahrhundert vorher Széchényi und Wesselényi, von denen der eine gerade damals der „größte Ungar" genannt wurde, als er bebend vor Zorn das Volk aufforderte, in der Nationalitätenfrage nicht zu übertreiben. Die Nation dagegen hielt gerade ihre Mäßigkeit für übertrieben und trachtete nicht nur nach Staats-, sondern auch nach Nationalitäteneinheit. Merkwürdig waren bei allen dreien die feste Überzeugung, und schließlich verkündete eben Eötvös, daß die Freiheitsidee in unserem Vaterlande mit dem Ungartum eng verknüpft

sei, denn „unsere Rasse steht sowohl infolge Vermögen und Kultur, als auch Tatkraft und Geistesgaben über den andern.“ Nur Freiheit hat sie nötig, um auch die Lösung der Nationalitätenfrage in der völligen Freiheit zu suchen. Die Freiheit, dachte er, habe der Ausgleich von 1867, welcher im großen Ganzen auf den Gesetzen vom Jahre 1848 basierte, wiedergebracht. Baron Eötvös war ein lebender Zeuge dessen, weil er von den Mitgliedern des Ministeriums 1848 als einziger auch jenem von 1867 angehörte, und zwar auch diesmal als Leiter der Religions- und Unterrichtsangelegenheiten. Sein System blieb im allgemeinen das frühere: Zuerst wollte er ein gutes Unterrichts-, dann ein gutes Nationalitätengesetz erbringen, das heißt dieses durch jenes einleiten. Bezüglich des ersten klammerte er sich im großen Ganzen an seinen Gesetzesantrag, den er in den Revolutionszeiten eingereicht hatte, aber am 23. Juni 1868 unterbreitete er eine schon bei weitem detailliertere Arbeit.

Er betonte, daß wie die Grundlage unserer Verfassung eine demokratische sei, wir ebenso die Grundlage unseres ganzen Volksunterrichtes in der Volkserziehung suchen müssen. In der geistigen Hebung des Volkes liegt die ganze Zukunft des Vaterlandes. Hievon hängt es ab, daß unsere Nation dieses Land, das sie mit Tapferkeit, mit dem Schwerte in der Hand eroberte, mit Verständnis erhalten könne. Auf diesem Stückchen Erde Europas hat tatsächlich jetzt nur eine kultivierte Nation Platz, und die Gesetze von 1848 werden wir nur an jenem Tage gesichert und durchgeführt haben, an welchem das Parlament für die Volkserziehung Sorge getragen hat. Der Verein der Volkserzieher in Budapest fand am 18. Oktober, daß dieser Antrag der historischen Entwicklung der Lehrangelegenheiten, der politischen Organisation unseres Vaterlandes entspreche und bezüglich seiner Grundprinzipien auf dem Niveau des Zeitgeistes stehe. Auch Trefort sagte, daß nicht von Partei- und Religionsfragen, sondern von der Frage der ungarischen allgemeinen Bildung die Rede sei; die Fünfundzwanzigerkommission des Parlaments aber erschrak vor dem Lärm, den die Konfessionen und Nationalitäten in der Konferenz zu Ende Oktober und in der Presse schlugen, und machte die ungarische allgemeine Bildung zum eitlen Wahne, als sie dem staatlichen Volksunterrichte entsagte. Nach ihren eigenen Worten, durfte als Ausgangspunkt für das Prinzip der Lehrfreiheit jene berechtigte Eifersucht nicht außer acht gelassen werden, mit welcher sich die in unserem Vaterlande befindlichen Konfessionen zusammenschlossen, um ihre eigene Autonomie und allgemeine,

respektive persönliche Freiheit, aber bei Einräumung des nie angegriffenen Kontrollrechtes des Staates, zu wahren. Das Ziel der Arbeit, und wenn sie gelang, auch deren Verdienst sah sie in der präzisen Umschreibung des Kontrollrechtes des Staates. Dieses bedeutet jedoch nicht jenen staatlichen Volksunterricht, welchen der Gesetzartikel XX ex 1848 forderte. Eötvös selbst zögerte sehr, den Volksunterricht als Staatsmonopol anzuerkennen, er konnte dies mit dem Grundgedanken eines verfassungsmäßigen Staates nicht vereinen und glaubte, daß jeder Staat die eigenen Interessen schädige, wenn er in ihrer Wirkung alle jene hindern wolle, die ihm in der Kultivierung des Volkes helfen. Er selbst stellte die Frage auf, wohin ein solches Gesetz wohl führen würde, welches ohne Rücksicht darauf, daß unsere Institute für Volksunterricht beinahe ohne Ausnahme konfessionelle sind, ausschließlich die Aufstellung von Staatsinstituten anordne. Der Antrag anerkannte nicht bloß diese schon bestehenden — sicherlich nicht nur konfessionellen, sondern gleichzeitig nationalistischen — Schulen, sondern erteilte den Konfessionen volle Freiheit, neue Institute für Volksunterricht aufzustellen.

Die Dezentralisation wurde dadurch erhöht, daß man mit dem Volksunterrichte in erster Linie die Gemeinde belastete, und mit der Verwaltung der Schulen direkt die Gemeinden betraute. Die Debatte, die sich im Parlamente (19. bis 21. November) und im Magnatenhause (1. Dezember) entwickelte, hatte auch mehr konfessionellen, als nationalistischen Charakter; nur daß die Bereiche dieser beiden sich öfter aneinander rieben als notwendig war. Die Nationalitäten sahen auch darin eine Kränkung, daß der Zweck des Antrages nicht bloß der Volksunterricht, sondern auch die Magyarisierung war. Ungarisch wird auch dort gelehrt, wo die Unterrichtssprache nicht ungarisch war, und unter die Gegenstände war auch Vaterlandsgeschichte aufgenommen, welche sich bloß mit den Ungarn befaßt, von den übrigen Nationalitäten aber schweigt. Der Führer der gemäßigten Linken, Koloman Tisza, erklärte ihnen selber, daß die Nationalitätenpolitik des Reichstages bezüglich Liberalismus es mit jedwedem Parlamente der Welt aufnehmen könne, und daß in der ungarischen Geschichte die Geschichte jeder hier wohnenden Nationalität mit inbegriffen sei. Das Parlament arbeitete den Antrag vollständig durch und nahm ihn mit überwiegend großer Majorität an. Der König sanktionierte ihn am 5. Dezember 1868, jenen über die Gleichberechtigung der Nationen schon am folgenden Tage. In der öffentlichen Meinung leben beide als Eötvös' größte

Werke, sozusagen als sein politisches Testament. Dagegen hatte die Kommission seinen Antrag nicht bloß dort, sondern auch hier wesentlich umgearbeitet und wer bloß die Einleitung des Nationalitätengesetzes (XXIV, 1868) durchliest, wird auf den ersten Blick merken, daß diese dem Geiste der literarischen Werke Eötvös' nicht entspricht und die politische Einheit der ungarischen Nation viel kräftiger vor Augen hält, als dies Eötvös in seinen Werken und Anträgen tat. Dies war in erster Linie sicherlich Franz Deáks Verdienst; doch in zweiter Linie jenes Eötvös', der sich nicht bloß mit diesem Prinzipe, sondern auch mit jenen strengeren Maßregeln, welche Deák und andere im Prinzip empfahlen, identifizierte. Er selber griff am ärgsten jenen Antrag der Minorität an, daß in jedem Komitate eine herrschende Sprache und eine Nationalität sein solle, und daß Ämter, Würden, ja selbst die Abgeordnetenmandate im Verhältnisse zu den Nationalitäten normiert werden sollen. „Die nationalistischen Bewegungen, deren Wichtigkeit und Zukunft eben darin liegt, daß sie sich auf die Freiheit stützen, werden wir nur dann einstellen, wenn im ganzen Lande sich kein Mensch befindet, der sich nicht in jedem Komitate dieses Vaterlandes gleich frei fühlen könnte, und es wird nicht ein einziger sein, der dieses Vaterland von einer Grenze zur anderen nicht sein Vaterland zu nennen vermöchte." Mit der Verbreitung der Kultur muß die Anzahl der Nationalitäten schwinden. Die Freiheit hat auch den in den verschiedenen Religionsideen liegenden viel größeren und mächtigeren Grund zur Entzweiung und Unruhe behoben, desto eher erwartete Eötvös von der Freiheit dasselbe Resultat bezüglich der in der Nationalitätenidee wurzelnden weniger wichtigen und nicht so tief dringenden Ursache zur Entzweiung. Die Nationalitäten können wir nicht retten, indem wir sie wie Mumien in Gesetze wickeln und in die Totenkammern der Gesetzgebung hinterlegen. „In unserem Jahrhundert hat nichts Zukunft, was nicht lebt. Wenn wir uns vor der steigenden Flut der Zivilisation sichern wollen, müssen wir uns hoch stellen. Die Flut verdeckt meilenweit die Ebene, doch der einzelne Fels, der höher steht, hebt sich hervor und wird sich hervorheben in Ewigkeit." Die Lösung der Nationalitätenfrage ist eine unserer gemeinsamen Aufgaben, doch nach den Lehren der Weltgeschichte läßt sich jede Frage nur dann endgültig lösen, wenn die Art der Lösung mit den Ideen und Prinzipien des Jahrhunderts nicht im Widerspruche steht. Auch diese Frage müssen wir nach den Ideen des Jahrhunderts lösen; dieses Jahrhundert aber ist, dank dem Allmächtigen, das Jahrhundert der Freiheit! „Und jene Rednergabe, jene Macht existiert

nicht, die uns vom Plane des freien Strebens, der Freiheit wieder hinter die Schanzen der Privilegien zwingen könnte."

Seine prachtvollen Worte wurden damals vom Hause stürmisch akklamiert, doch einige Jahre nachher, als der Antrag zum Gesetz wurde, erinnerten sich viele der Worte Deáks, die er eben während der Verhandlung über den ersten Gesetzantrag betreffend den Volksunterricht sagte: „Wehe jenem Gesetzgeber, der solch ideale Gesetze schafft, die das Leben täglich, die Erfahrung stündlich Lügen straft." Vor dem Richterstuhle der Geschichte wurde in erster Linie Eötvös angeklagt, von den Politikern aber sofort beschuldigt, daß nur infolge seiner Milde 83 % der Nationalitäten auch jetzt nicht ungarisch verstehen oder sprechen; in 3343 Volksschulen werde auch jetzt bloß in nicht ungarischer Sprache gelehrt; die Volksschule sei für den Staat nicht solch ein Organ wie es sein soll; das Nationalitätengesetz aber hätte, wenn es in jedem seiner Punkte durchgeführt worden wäre, den Staat zum Nationalitätenbund umgeändert oder denselben gar völlig zerstört. Jedoch nicht nur in der Geschichte, nicht einmal im politischen Leben darf vergessen werden, daß eben die riesengroße Majorität im Parlament die Macht besaß, diese beiden Anträge zu Falle zu bringen, wenn sie dieselben für übermäßig ideal und nachsichtig gefunden hätte. Doch sie änderte dieselben bloß wesentlich und übernahm auf diese Art einen großen Teil der Verantwortung. Auch ist zu bedenken, daß Eötvös eben während der Verhandlungen meinte, seiner Auffassung nach arbeite das Parlament bloß für die Gegenwart und könne das Gesetz in jenem Momente abändern, in welchem es die Verhältnisse erfordern und zulassen. Und endlich darf nicht übersehen werden, daß Eötvös, für wie wichtig er auch die in den Gesetzen liegenden Grundprinzipien hielt, die reifen Früchte derselben erst für später und nach schwerer Arbeit erwartete. Er war überzeugt, daß er in seinen Gesetzen den Grundstein einer schöneren Zukunft niedergelegt habe. So waren auch Saint-Simon, Fourier und Owen überzeugt, daß sie mit dem wissenschaftlichen Sozialismus den Grundstein einer neuen Weltordnung niederlegten.

Eötvös bedurfte, doch heute bedarf niemand ihres Systems; aber der Sozialismus, welchen er noch nicht unter die leitenden Ideen des XIX. Jahrhunderts reihte, wurde, aus der harten Schale der Wissenschaft entsprungen, ein schon größeres bewegendes Element der Weltenordnung, als die Nationalitätenfrage, die ebenfalls im Beete der Wissenschaft so groß geworden war und nun zum größten Feinde nicht

nur dieser, sondern auch der Christenheit wurde. Doch, vom Standpunkte unserer vaterländischen Verhältnisse betrachtet, hat wohl jemand die Lösung der sozialen Frage wissenschaftlich so vorbereitet, wie Eötvös jene der Nationalitäten? Und, wenn sich die Gesetzgebung heute oder morgen damit befassen muß, werden wir wohl nicht noch größeren Enttäuschungen entgegengehen? Während in dieser Frage nach der Beruhigung der Gemüter gefahndet, jedes berechtigte Interesse beachtet wird, muß denn nicht auch das heiligste Interesse des Staates mit den Interessen der allgemeinen Freiheit der Menschen ausgeglichen werden? Und wenn ja, wird wohl die Praxis die Philosophie rechtfertigen? Wird wohl der Gesetzgeber bei dieser Frage nicht, wie Eötvös, erfahren und eingestehen, daß die Menschen der Ideen nicht die Männer der Durchführung sind? Vergebens sieht er klarer, was er zu tun hätte, er bringt weniger zu stande als andere. Seit Mai des vergangenen Jahres liegt uns der neue Gesetzantrag für Volksunterricht vor, der schon aus dem Grunde notwendig war, weil seit dem Gesetze Eötvös' 36 Jahre vergangen sind und in 36 Jahren sich vieles geändert hat. Vertraut wohl die Gegenwart, daß der hervorragende gegenwärtige Leiter unseres Unterrichtswesens*) die Volksschule tatsächlich zum Werkzeuge der Nationalpolitik machen könne, wie er es tatsächlich tun will? Werden ihn wohl die Konfessionen und Nationalitäten nicht noch ärger angreifen, als seinerzeit Eötvös und wird wohl sein Antrag aus dem Glutofen des Parlaments weniger umgemodelt hervorgehen, als jener Eötvös'? Ist es durchführbar, daß, nach dem Beispiele Eötvös, gleichzeitig nicht auch ein neues Nationalitätengesetz geschaffen werde, welches die Nationalstaatenidee besser bewahrt, als das alte, welches die Nationalitäten damals stark angriffen, heute aber zurückverlangen?

Ich glaube, ich habe die Pietät nicht verletzt, als ich an der Schwelle der Verhandlungen des dritten Unterrichtsgesetzes auf die Geschichte der ersten zwei und der mit ihnen zusammenhängenden Verhältnisse deutete. Jene zwei Punkte, die uns auf der ruhmreichen Laufbahn Eötvös' am kältesten lassen, sind die zwei Gesetze vom Unterricht und den Nationalitäten.

Diese zwei Punkte verbindet jene unsichtbare Richtung seiner Seele, wie die eisigsten Punkte der Erde, den Nord- und Südpol, die Achse, welche bei ihrer Drehung am meisten die saftige Fauna des Äquators der lebenspendenden Wärme der Sonne aussetzt.

---

*) Februar 1905.

Doch wie es Cooks Verdienste nicht schmälerte, daß er, der die Schönheiten aller wilden Zonen gekannt, am Nordpol kein zeugendes Erdreich finden konnte, kann es auch Eötvös' Ruhm nicht verkleinern, daß er, in dessen Gedankenwelt auf Schritt und Tritt nur Blumen sproßten, auf öden Gestaden nur die Eisblumen bewundern konnte, die sein Hauch erzeugte. An jenen öden Gestaden schützte ihn auch nicht der warme Pelz des Staatsmannes gegen Frost und Kälte, sondern das für Ideen begeisterte Dichterherz.

So fühle ich heute und so fühle jeder unserer Schüler, wie ich fühlen und einigermaßen Eötvös zu verstehen lernte, als ich als Pozsonyer Schüler seinem Andenken opferte:

„Hehre Gestalten benötigt die höher strebende Menschheit,
Um für die Tugend zu glüh'n, die sie in ihnen erschaut."
So spricht Eötvös; es hören die Himmel die Worte des Weisen:
„Führer ist Eötvös ja selbst, wenn es an Mustern gebricht."

„Die Hochzeit des Figaro" von M. v. Schwind.

Von Otto Erich Deutsch, Graz.

(Schluß.)

In der Frostschen Ausgabe sind nun alle Zeichnungen reproduziert und die fein schraffierten Konturen kommen in den trefflichen Lichtdrucken voll zur Geltung. Von den zahlreichen dargestellten Figuren haben wir oben Schwind selber plaudern lassen. Daß sich der phantasiereiche Meister ängstlich an das Textbuch gehalten hat, werden die Kenner seines „gestiefelten Katers", seines „Ritter Kurt" und seiner Märchenzyklen nicht erwarten. Schwind zeichnete keine Illustration zu der Szene, sondern einen „idealen Hochzeitszug", wie Trost es nennt, mit mancherlei Abweichungen und zahlreichen Zusätzen. Der Herausgeber zitiert auch die szenischen Angaben alter Textbücher, um die Veränderungen, die Schwind vorgenommen hat, zu beleuchten: „Zuerst Jäger mit Flinten auf den Schultern, sodann die Gerichtsdiener und Geschworenen, diesen folgen Bauern und Bäuerinnen in Feierkleidern. Hierauf zwei junge Mädchen, die den mit weißen Federn geschmückten jungfräulichen Kranz tragen. Zwei andere tragen den weißen Schleier, zwei andere die Handschuhe und den Strauß vor der Braut. Figaro und Marcelline folgen ihnen. Endlich kommen andere junge Mädchen, die einen, dem vorigen ähnlichen Kranz, Schleier und Strauß und ähnliche Handschuhe für Susannen tragen. Zuletzt Bartolo[16]) und Susanne. Schwind verzichtet auf die Brautführer und paart Figaro natürlich mit seiner Susanne (Blatt 14),

---

[16]) Im Lustspiel formiert sich der Hochzeitszug noch vor der Erkennungsszene zwischen Marcelline und ihrem Sohne Figaro. Das zweite Brautpaar, Bartolo und Marcelline, fehlt dort also noch.

Bartolo mit seiner Marzelline. Er läßt auch den Grafen und die Gräfin[17]) nicht thronend sitzen, sie müssen mitmarschieren. Unter dem vorausziehenden Volk hat Schwind in seiner angeführten Aufzählung noch die „Gerichtsdiener und Geschworenen“ vergessen, die er tatsächlich mitaufgenommen hat. Die Musikanten sind in der köstlichen Art charakterisiert, die wir aus dem „wunderlichen Heiligen“, der „hl. Cäcilie“, dem „Vater Rhein“, dem „Dudelsackpfeifer“, der „Künstlerwanderung“, der „Symphonie“, dem „Aschenbrödel“ und der „Lachnerrolle“ kennen. In der Figur des Baßgeigers hat Dr. Glück („Kunst- und Kunsthandwerk“, 1904, XI. Heft) einen Anklang an ein Bild im Besitz des Herrn Eduard Cohn in Frankfurt a. M. gefunden.

Bis zu dem gräflichen Paar deckt sich die Zeichnung also so ziemlich mit den Vorgängen in der Operndichtung. Jetzt aber läßt Schwind seiner erfindungsfreien Phantasie freien Lauf. Es folgt eine große Schar von Gästen und Masken, die ein Drittel der ganzen Gesellschaft ausmachen. Auf dem 19. Blatt hat Schwind nach alter Meister Sitte sich selbst porträtiert als sittsam gekämmten Jüngling. Den lieben Kopf finden wir ja auch auf den größeren Bildern der späteren Zeit immer wieder. Unter den folgenden anachronistischen Masken fallen vor allem die vier Romane aus Friedrich Schlegels „scheußlicher Lucinde“ auf, wie Grillparzer den berüchtigten Roman genannt hat. Das 22. Blatt, das Schwind aus dem Album schnitt, um es seinem Freunde Schober zu schenken, galt lange als verschollen. Der erwähnte Hamburger Sammler hat es aus dem Nachlaß Schobers erstanden und dem Herausgeber zur Verfügung gestellt. Es ist eigentlich eine Illustration zu dem bekannten Spottvers Aug. Wilhem v. Schlegels auf den Roman seines Bruders:

„Der Pedantismus bat die Phantasie um einen Kuß; sie wies ihn an die Sünde. Frech, ohne Kraft umarmt er die und sie gebar von einem toten Kinde, genannt Lucinde.“

Ein phantastischer Jüngling, mit einer Maske in der Hand, wendet sich von der (unsichtbaren) Delikatesse weg und entscheidet sich für die Frechheit.[18]) Die Frechheit ist übrigens sehr harmlos dargestellt. In einem Briefe an Schober vom 6. Jänner 1824* findet sich auch eine interessante Stelle über Schwinds Lektüre der „Lucinde“: Ich lese die Lucinde ich komme aber gar nicht weiter, die Sachen die ich

[17]) Im Besitz der Frau v. Mangstl in München befindet sich eine weißgehöhte Tuschzeichnung Schwinds mit der Gräfin aus „Figaros Hochzeit“.

[18]) Nach R. Hayms Analyse des Romans.

verstehe möcht ich gleich auswendig lernen, die mir unzugänglich sind, lese ich 3—4mahl um mich zu überzeugen, daß nicht Flüchtigkeit daran Schuld ist. Mein Bruder war in drey Stunden weiter als ich seit mehreren Wochen. Einigemahl habe ich mich schon rasend geärgert ja ich habe das Buch von mir geworfen hab es aber doch wieder gehohlt. Justine[19]) hält es sehr hoch. Ich begreife überhaupt nicht wie das zugeht. . ." Ein paar Jahre später schreibt Schwind an Schober, wie ihn sein neuer Lehrer Cornelius bei seiner Münchener Antrittsvisite angefahren hätte, als er Friedrich Schlegel in Schutz nehmen wollte: „. . . Ein Umgang wie der mit Schlegl könnte für einen Künstler nur verderblich seyn, nicht dem jetzigen Unsinn nach, sondern auch die Werke aus seiner besten Zeit könne sich ein Künstler ohne Schaden nicht nahe kommen lassen." Von dem Enthusiasmus für Friedrich Schlegel war Schwind wohl bald geheilt. Und wenn man ihn immer wieder einen Romantiker nennt, so darf man ihn doch weder in die Richtung Friedrichs noch Aug. Wilhelms v. Schlegel stellen.

Es folgen dann in der Zeichnung Papageno (Blatt 26) mit dem Glockenspiel, das die drei Mohren in Tanzbewegung setzt, und Papagena, in deren Rockfalten sich ein kleines befiedertes Papagenum verbirgt, das an „der Zauberflöte zweiten Teil" von Goethe erinnert, wo junge Papagenos und Papagenas auftreten. Unter den vier Jahreszeiten (Blatt 28) sehen wir weiters die Figur des „Herrn Winters", ein Dach als Mütze auf dem Kopfe, wieder, der später — zugleich mit einem Liederzyklus des kürzlich verstorbenen Hermann Rollett[20]) — in den „Münchener Bilderbogen" (Braun u. Schneider, 1847, Nr. 5) so ungemein volkstümlich wurde und sich auch in den kunstgewerblichen Entwürfen zu Ofendekorationen, die Schwind 1864—65 zeichnete (Kunstgewerbeschule in Nürnberg), wieder findet. — Nicht nur in dem erwähnten „Zauberflöten"-Blatt, auch in dem Don Juan, der sein Ständchen bringt, finden wir Anklänge an die Bilder Schwinds im Wiener Opernhaus. Zwei andere Mozartpläne wurden leider nicht ausgeführt: Ein Musikzimmer eines reichen Wiener Bankiers wollte der Meister mit Mozartbildern schmücken (1862). Man einigte sich nicht über den Preis. Und im Jahre 1870 zeichnete Schwind einige Skizzen zu einem geplanten Don Juan-Zyklus, die aus dem Nachlaß

[19]) Justine v. Bruchmann, Tochter Joseph Christians v. Br., Direktors der Nationalbank in Wien. Sie war mit Schober verlobt.

[20]) Siehe dessen „Begegnungen" (S. 144ff.), Wien, L. Rosner, 1903.

des bald darauf verstorbenen Meisters ins Wiener „Städtische Museum" gewandert sind.

Auf dem 24. Blatt will Trost die erste Fassung des „Grafen von Gleichen" erkennen. Die Sage von dem Doppeltbeweibten ging damals wirklich im Freundeskreise Schwinds herum. Bauernfeld schrieb 1826 für Schubert einen Operntext „Der Graf von Gleichen".[21]) Und eine Bleistiftzeichnung im Besitz der Schwägerin unseres Meisters, Frau Klara Schwind in Innsbruck, beweist, daß auch **er** sich schon in dieser frühen Zeit mit dem schönen Thema befaßt hat, das er später in dem Ölbild der Schackgallerie (1864) verwertet hat.

In den andern Figuren der Gästeschar ist kein Anklang mehr an spätere Schöpfungen zu finden. Erzählen läßt sich nichts mehr davon; man muß dieses heitere Völkchen gesehen haben. Das letzte Blatt, das mit dem Signum „Moritz v. Schwind Maerz 825" versehen ist, zeigt uns endlich den niedlichen Cherubin, das Band der Gräfin am Arm, wie er mit seiner kleinen Barbarina in einer Laube tändelt.[22]) „Sagt, ist es Liebe, was hier so brennt . . .?" Mit dem Pagen klingt der Fandango aus.

Wenn ein schlichtes Urteil über den künstlerischen Wert des Werkes, der ja vielleicht hier nicht so sehr ins Gewicht fällt, erlaubt ist, so möchte ich nur die Technik, die allerdings im Einklang mit der naiven Kindlichkeit des Ganzen steht, etwas primitiv nennen. Schwind stak damals noch in einem dilettantischen Manierismus, der namentlich in der Anordnung der Figuren, in ihren Proportionen und in der Gewandung zu Tage tritt. Hingegen zeigt sich auch hier schon neben dem musikalischen, das stark entwickelte dichterische Element in Schwinds romantisch-phantastischer Künstlernatur. Der „Hochzeitszug" war wirklich „der erste Flügelschlag des selbständigen Genius", wie Holland ihn nennt.

Der Herausgeber erwähnt auch eine Vermutung, die bereits Fr. Egger im „Deutschen Kunstblatt" (1858) ausgesprochen hat, daß nämlich Schwinds Vorbild bei der Komposition dieses Jugendwerkes der „Triumphzug des Kaisers Maximilian" von Dürer gewesen sei. Die 1515 entstandene Zeichnung gehört bekanntlich nur der räumlichen Ausdehnung nach zu den großen Werken Dürers und stammt wohl

---

[21]) Schubert beschäftigte sich noch in den letzten Tagen seines Lebens mit der Musik zum „Grf. v. Gl.", ohne sie zu vollenden. Die erhaltenen Fragmente wurden später von Herbeck instrumentiert und in einem Konzerte aufgeführt.

[22]) In der Oper marschiert Cherubin in Weiberkleidern mit Barbarina im Hochzeitszug.

überhaupt zum Teil von seinen Schülern her. Viel besser ist die dekorative Kunst Dürers aus dem später entstandenen „Triumphwagen Maximilians" zu erkennen, den Schwind wohl auch gekannt haben wird. Trost belegt übrigens die Vermutung Eggers mit folgender Stelle aus einem 1824 an Schober gerichtetem Briefe*: „. . . Er (Pinterics) ist ein sehr guter und rühriger Mann zutraulich rührig und voll altdeutscher Kunstsachen. Den Triumphzug von Dürer habe ich wieder bey ihm gesehen, das ist was einziges. Besonders der sogenannte Troß und die Wagen sind erstaunlich echt und phantastisch. Es gibt aber noch einen andern Zug, wo die deutsche Kraft und Schönheit in anderer Tüchtigkeit reitet, ich meine den Zug nach Jerusalem.[23]) Im Stillen hänge ich der Sache oft nach und sendet mir der Himmel Gelegenheit zu großen Werken, so bin ich nicht unvorbereitet. . ." So hat auch der „Triumphzug", ein unbedeutenderes Werk des Altmeisters deutscher Kunst befruchtend auf Schwind gewirkt. Daß das Stahlbad Dürerscher Strenge sein weiteres Schaffen heilsam beeinflußt hat, ist ja erwiesen.

Zum Schlusse möchte ich noch eines späteren Planes erwähnen, den Schwind für seine Lieblingsoper ausgeheckt hatte. Im Auftrage des Baukomitees der Wiener Hofoper schrieb der Meister am 13. Juni 1864 eine lange Epistel, in der er die „Grundzüge eines Programms für die der Malerei bestimmten Räume im neuen Opernhaus zu Wien" darlegte. Es heißt darin: „. . . Die in die Appartements Sr. Majestät führende **Treppe** bietet einen freien Raum für die freundlichen Dichtungen Freischütz, Schweizerfamilie[24]), was sonst noch einem allerhöchsten Wunsch entsprechen kann, ausgehend in den Hochzeitszug aus Figaro, der den Fries von 100 Schuh Länge im **Empfangssaal** auf das Festlichste zieren würde. Durch den Übergang in das Fandango ist wieder Oper und Ballet darin berücksichtigt. Die Persönlichkeiten sind abwechselnd reicher bis zum Vornehmsten, ohne den Künstler in die unangenehme Lage zu bringen, in der allerhöchsten Gegenwart mit gemalten Theaterkönigen unschicklich aufzutreten. . ." Der reife Meister kehrt also wieder zu seiner ersten Liebe zurück. Leider kam dieses Projekt nicht zur Ausführung und so mußte sich Schwind, nachdem er die Mozartsche „Zauberflöte" in dem Freskenzyklus der Loggia (1866) verherrlicht hatte, damit begnügen, seinen geliebten Pagen auf dem linken Flügel

[23]) Schwind meint wahrscheinlich „Christi Einzug nach Jerusalem" aus Dürers „kleiner Passion" (1509—11).

[24]) Oper von Josef Weigl (1766—1846).

der Mozartlünette im Foyer des Opernhauses anzubringen, wie er bei der Flucht aus dem Boudoir der Gräfin, noch mit ihrer Haube zur Maskerade aufgeputzt, durchs Fenster springt und zum Ärgernis des Gärtners einen Blumentopf zertrümmert.

Das schöne Album der Wiener „Gesellschaft für vervielfältigende Kunst“ ist in ein liebliches Biedermeierkostüm gehüllt, das traute Erinnerungen in uns wachruft. Die Leser mögen die Gelegenheit nicht unbenützt vorübergehen lassen, sich wieder einmal ein Stündchen in Alt-Wien einzuträumen. „Es war einmal der Schubert und der Schwind. . .“

Vertrag zu Verdun.

Von Franz Kranewitter, Innsbruck.

Bei Verdun im Frankenlande
Steht ein Riesenstein im Sande,
Der des Sturms der Zeiten lacht;
Scheu schleicht d'ran das Volk vorüber,
Denn es klingt dabei mit trüber
Stimme oftmals durch die Nacht.

Nach des großen Karls Sterben
Teilten seine zweiten Erben
Hier das große alte Reich;
Durch die mächt'gen Völkerwogen
Kam ein Riß, ein Blitz geflogen —
Dem beim Turm von Babel gleich.

Die noch eben eng verbunden
Unter einem Zepter, stunden
Fremd und unverstanden jetzt,
Andre Worte, andre Laute
Und das alte Land, das traute,
Ward zerrissen und zerfetzt.

Westwärts zogen die Germanen,
Wo gehaust einst ihre Ahnen
In den Wäldern kampfesfroh,
Ostwärts an das Land der Seine
Schied der Franken Volksgemeine
Und die Römer an den Po.

Längst vergessen und verklungen
Ist, daß sie dereinst verschlungen
Eines Reichs Verbrüderung;
Nur in großen Völkernöten
Seh ich noch ihr Antlitz röten
Etwas wie Erinnerung.

Eislauf.

Von Franz Himmelbauer, Wien.

Ich zieh' allein für mich die stillen Kreise
Und horch' nach innen Schlag für Schlag.
Der Schlittschuh eilt die immer gleiche Reise
Dahin auf starrem, harten Eise,
Das nur mein Herzblut schmelzen mag.

Hinziehst auch du wohl deine leichten Kreise
Im fernen Nord, zur gleichen Stund'.
Sag', kündet dir dein Herz nicht manchmal leise,
Daß hier ein andres gern dich preise,
Das mehr als alle andern wund?

Und ewig nie berühren sich die Kreise,
Ob nah sich auch die Herzen sind.
Das Schicksal treibt uns fort nach seiner Weise,
Wenn längst die stillgewordnen Gleise
Schon übertaut der Frühlingswind.

Alte Briefe.

Von Franz Himmelbauer, Wien.

In alten Briefen kramt' ich um,
Da sprach manch Bild, das lange stumm,
Aus Tagen, die ich längst verlor,
Stieg treue Liebe mir empor.

Manch kluges Wort drang neu an's Herz
Es ließ mich lächeln froher Scherz,
Und Wehmut ward mir eingeschenkt,
Daß tiefer sich mein Blick gesenkt.

Doch einen Brief, den hielt ich nur,
Drang nicht bis auf der Züge Spur,
Konnt' nichts, als voller Schmerzensglut
Ihn schützen vor der Tränenflut.

In der Sommernacht.

Von Anton Renk, Innsbruck.

Der stolze Fluß geht durch die Nacht,
Mondentfacht.

Die Bäume stehen voll des Lichts,
Reden nichts.

Und schweigend schauen den Wogen zu
Ich und du.

Lichtrosen streut die Liebe sacht
Durch die Nacht.

Es überrauscht der laute Fluß
 Unsern Kuß.

Der dunkle Wassermann im Rohr
 Lauscht empor. . . .

D' Muattaliab.

Von Hans Fraungruber, Wien.

In Freidhof ba dr Mauer dran
A hölzers Kreuzl loahnt,
Zu den kimt alli Feierabnd
A Muatterl hi' und woant.

Da hat's dr Pfarrer neuli g'fragt,
Und moant ihr's gwiß in best:
„Zehn Jahrl is dein Suhn hiaz tot,
Und noh nit hast dich tröst?"

Bawunert schaut'n 's Weiberl an
Und sagt eahm af die Frag:
„Für d' Muattaliab san zehen Jahr
Nit mehra wia zehn Tag."

A Bitt.

Von Hans Fraungruber, Wien.

Feins Wölkerl am Himmel,
Ih hätt a Gebitt:
Geh, laß mih auffitzn,
Ih roasat gern mit!

Aft fahrn mr gen lüfti
Über's steirischi Lond
Bis hi' zu segn[1]) Ort,
Wo mein Herzblattl wohnt.

Sei[2]) hat mr wohl gschriebn,
Sie möcht mih nit mehr,
Leicht möchts mih aft dena —
Kam ih von Himmel daher.

[1]) demselben.
[2]) sei, gebräuchlich für sie.

Legende von der Nachtigall.

Von **Abigail H. Horák**.

Übersetzt von **Paula Lokota**, Prag.

Als Gott der Herr die Welt erschaffen und mit seinen heiligen Tränen gesegnet, stieg er von dem wolkenschweren Himmel herab, ließ sich auf einem der Hügel inmitten schneeweißer Gänseblümchen nieder und fragte gütig alle Geschöpfe, ob sie zufrieden wären mit dem Werke seiner Hände.

Da tönte ihm von allen Seiten nur Jubel entgegen. Die Lerche, dieses Symbol göttlich reiner Freude, frohlockte über dem grauen Gotteshaupte, bis ihr der Herr mit sanftem Lächeln dankend zugenickt. Die liebliche Schwalbe kreiste über seinem Schoß und alle Vögel der Erde drängten zu dem gütigen Himmelsvater. Selbst der zerzauste Sperling, der kleine Ausbund, schlüpfte voll übermütiger Laune in den Ärmel des Herrn.

Die Sonne, die göttliche Sonne, die aus seiner heiligen Liebe hervorgegangen, gerecht und gut, wie die Hand dessen, der sie geschaffen, schwamm heiter lächelnd zu Gott heran, begleitet von ihrem treuen Gefährten, dem Steinadler. Und weit hinter ihr zog ihr Bruder, der traurige, blasse Mond daher. Die Äuglein hatte er verweint, das Mündchen verzogen, ... er war der erste Unzufriedene und Schmollende in dieser schönen Welt.

So standen sie vor dem blütenreichen Throne des Allmächtigen. Und es segnete sie Gott der Herr. Mit seligem Lächeln lauschte er der Sonne, die begeistert das Werk seiner Hände, die liebliche Welt, pries. Er streichelte des Adlers feines Gefieder, der mit Entzücken die scharfe Luft der Höhen sog und mit Erstaunen auf den kleinen Mond herabsah..... In die Arme nahm diesen der sorgsame Vater, setzte ihn auf seinen Schoß, streichelte das blonde Haar und forschte zärtlich, was ihn bekümmert.....

Da verzog der Mond noch mehr sein kleines Mündchen und mit bebender Stimme klagte er, wie bange es ihm am Himmel sei, wenn er während der langen Nacht so einsam und allein dahin wandere. Die Sonne, das älteste Geschwisterkind, habe alles — rosige Wölkchen,

Blüten, Vögel — ihn aber schrecke nur die Fledermaus, entsetze der Eule abscheuliches Kreischen, des Wildes Brüllen und Schreien — und er weinte an dem Herzen des göttlichen Vaters bis zur Erschöpfung.

Ein tiefes Schweigen lag über der Versammlung, bis endlich der Sperling, der erste Tunichtgut, aus dem Ärmel Gottes schlüpfte und übermütig auflachte. Und er pickte den kleinen Mond in den Nacken.

Da lachte selbst Gott-Vater und mit ihm die ganze Erde. Er verscheuchte den Sperling und sagte lächelnd zu dem Weinenden:

„Nicht so wehmütig, mein Kleiner! Ich sehe es ein, daß meine Hand gegen dich zufällig ungerecht gewesen. Ach, ich war schon zu müde! Nun bin ich aber wieder gestärkt, ich erquickte mich an meiner schönen Tochter, der Erde, jetzt will ich auch dir Gerechtigkeit angedeihen lassen."

Doch es war bereits an der Zeit. Der Abend sank auf die Fluren nieder. Die ermüdete Sonne schloß ihr holdes Auge und lange Schatten schwammen auf den Gewässern. Die Vögel schlummerten ein, goldene Schmetterlinge schaukelten sich in leichtem Traume auf den Wasserrosen, nur in der Ferne heulte die Eule und Fledermausschwingen schwebten über den Wäldern.....

Die heilige Nacht begann.

Und Gott legte sich unter die schlummernden Blüten. Er sah zu den Wolken hinauf, wo der tränennasse Mond eben seine Wanderung begann. Da lächelte süß der göttliche Greis. Seine Augen erglänzten und es stiegen die Strahlen von diesen heiligen Augen zur grauen Wölbung der Mutter Erde empor.....

Im Nu verschwand das Grau. Und tausende von funkelnden Blüten erwuchsen auf der himmlischen Ebene und drängten sich um den blassen Wanderer..... Dieser flammte auf und liebkoste seine Geschwister: die keuschen Sterne.....

Da kam ein kurzes, glückliches Lachen von den Lippen Gott-Vaters, so daß der kleine aschgraue Vogel, der auf einer Weide schlief, erschrocken in die Nacht hinausschoß und zu schlagen begann..... Weit öffnete er seine dunklen Äugelein, hob sie zum Himmel empor, wo so viele zauberhafte Blüten — und die süßen Töne des göttlichen Lachens, die in seinem Herzen haften geblieben, strömten nun in perlenden Kaskaden aus seiner Brust. Die Nachtigall, die Lerche der Nacht, jubelte....!

Sie sang den Sternen von dem Mond, von der fruchtbaren Erde, von der göttlichen Liebe und von dem heiligen Himmel, so daß Gott

selbst, der mächtige Schöpfer, in Tränen ausbrach und in heißer Sehnsucht nach einer menschlichen Seele entbrannte ..... Er schmiegte sich an die Mutter Erde, berührte sie mit seinen heiligen Lippen, und siehe, unter der feurigen Rose erblühte — der erste Mensch, der Sohn Gottes und der Mutter Erde. Der erste Mensch mit einem Meere von Gefühlen, mit den Kräften des Lebens und der unermeßlichen Sehnsucht des Himmels .....

* * *

Doch bald wurde es dem ersten Menschen auf der schönen Erde einsam. Er pries Gott den Herrn, seinen Vater, mit jedem Atemzuge, doch er litt. Er litt, so daß von seinen Seufzern selbst das Lied der Nachtigall traurig erklang. Es erriet das kleine Vöglein, wonach sich der Herr der Schöpfung sehnte und, als dieser unter Tränen inmitten des Paradieses entschlief, klagte es selbst mit seinem schmerzlichen Schlagen dessen unbekannte, verzehrende Sehnsucht Gott, dem Herrn.

Und Gott-Vater verstand. Er stieg von seinem Sternenzelt und erbarmte sich der Qualen des Erdensohnes: Im tiefen Schlummer, worin er so traurig stöhnte, daß das Schlagen der Nachtigall fast unter Tränen erstickte, bei dem verführerischen Lächeln der Nacht schuf Gott — das Weib. Das erste Weib mit kindlichem Lächeln, mit azurnem Auge, geheimnisvoll wie das Licht der Sterne, mit stürmischer Brust, in der die sonnige Blüte der Liebe erwuchs!

Da jauchzte die Nachtigall über das Glück der Erdenkinder, mit einem begeisterten Hymnus zum Firmament emporsteigend — und es perlt ihr Lied bis zu den goldenen Toren, ihr Lied von der neuen, zauberschönen Erdenblume — und wie ein Segen sinkt es wieder zur Erde nieder und fällt in die Zweige .....

So singt seit den Zeiten der Schöpfung die Nachtigall in sternenhellen Nächten dem Mond und den Liebenden zu Ehren ..... Sie ist die von Gott erwählte Sängerin der Gnade!

Rundschau

Weltpolitik.

Die Gestaltung der Weltpolitik hängt zur Zeit im wesentlichen von der Entwicklung der Dinge in Rußland ab. Erst muß es sich zeigen, welche Rolle das erneuerte Rußland in internationaler Beziehung zu spielen im stande ist und erst dann wird man beurteilen können, ob der ostasiatische Krieg und seine Folgen das Gleichgewicht in der Weltpolitik gestört haben. Rußland steht also nach wie vor im Mittelpunkte des Interesses.

Das Manifest, das der Zar in der Nacht vom 30. auf den 31. Oktober erlassen hat, bildet den Ausgangspunkt der Umgestaltung des russischen Reichs. Das Bulyginsche Verfassungsprojekt hatte der Reichsduma vornehmlich konsultative Befugnisse eingeräumt, sie überdies aber auf eine Wahlordnung aufgebaut, die niemanden befriedigte. In den Städten schloß der hohe Zensus einen sehr großen Teil der Intelligenz aus und die Arbeiterschaft sollte in der Reichsduma gar keine Vertretung finden, während auf dem flachen Lande die Abgeordneten erst aus dritter Hand gewählt werden sollten, nämlich von Wahlmännern, die von Mittelsmännern gewählt werden, die wiederum die gewählten Vertreter der Bauerngemeinden waren. Daß kein wie immer geartetes Wahlgesetz und selbst die zweckmäßigste Organisation der Reichsduma die in Bewegung befindlichen Massen der Intelligenz und der Arbeiter befriedigt haben würde, ist ohneweiters anzunehmen, allein die Bewegung gegen den Bulyginschen Entwurf wäre zweifellos nicht zu einer so ungeheueren Gewalt angewachsen, wenn er die Kardinalforderungen der bürgerlichen Freiheit erfüllt und damit die unerläßlichen Bedingungen für die wirtschaftliche und geistige Wiederaufrichtung des russischen Volkes geschaffen haben würde. Bereits seinerzeit ist an

dieser Stelle als der Grundfehler des Bulyginschen Verfassungsentwurfes sein vollständiger Mangel an jeglichen Bestimmungen über die Gleichheit und Freiheit der Bürger in ihrem Verhältnisse zur Rechtsprechung und öffentlichen Verwaltung bezeichnet worden. Dieser Mangel machte den Entwurf auch für jene unannehmbar, die, weit davon entfernt, die Anschauungen der Sozialrevolutionäre zu teilen, weniger auf die Reform der Gesetzgebung als vielmehr auf die der Verwaltung Gewicht legten. So flossen unter dem Eindruck des Bulyginschen Entwurfes alle Gruppen der Unzufriedenen und Enttäuschten wieder in eine Masse zusammen, über die sich sehr bald die Leitung des „Bundes der Bünde" als die tätigste sozialrevolutionäre Organisation, zu einer Art Nebenregierung erhob. In allen Teilen des weiten Reiches verbreiteten sie ihre Agenten und Emissäre und in ihrer Hand vereinigte sich bald jene ungeheure Machtfülle, die im Zusammenhange mit den Vorgängen am Hofe des Zaren die Ereignisse erklärlich macht, die Ende Oktober eintraten.

Witte war wieder in Petersburg eingetroffen und säumte nicht, in die Entwicklung der Dinge einzugreifen. In Witte einen überzeugten Anhänger der konstitutionellen Regierungsform zu sehen, wie das so lange geschehen ist und teilweise noch geschieht, ist ein Irrtum. Witte ist als Politiker ein reiner Nützlichkeitsmensch, keine Spur von einem Theoretiker oder Doktrinär, gerade darum aber vielleicht am ehesten befähigt, Rußland aus der furchtbaren Krise herauszuführen. Die sogenannte revolutionäre Hofpartei meinte es in ihrem Sinne zweifellos gut, als sie dem Zaren immer und immer wieder riet, mit Energie jede revolutionäre Regierung zu unterdrücken. Allein Witte sah, daß eine solche Politik angesichts der vermorschten Bureaukratie nicht durchführbar sei; er erkannte, daß die Dinge in Rußland bis auf einen Punkt gediehen waren, wo eine Politik der puren Negation nicht mehr genüge, um die Revolution niederzuhalten, sondern daß Reformen notwendig seien. Toll gewordene Pferde mit einem Ruck anhalten zu wollen, ist unmöglich; nur allmählich kann man die Zügel wieder fester fassen, und dahin ging auch der Rat Wittes. Man sagt, einer seiner Hauptgegner sei General Trepow gewesen; was uns kaum glaublich dünkt. Es ist bekannt geworden, daß Trepow zu denen gehört, die vor dem 30. Oktober zur der Herausgabe des kaiserlichen Manifestes raten; Trepow war aber auch einer der wenigen Diener des Zaren, die in den kritischesten Tagen ihren Posten ausfüllten; Trepow war es, der durch seine Entschlossenheit und eiserne Konsequenz

in der böseſten Zeit in St. Petersburg die Ruhe nahezu ohne Blutvergießen aufrecht hielt und ſich damit ein nicht hoch genug anzuschlagendes Verdienſt um die friedliche Entwirrung erworben hat. Auf den Zaren blieben die Vorſchläge Wittes nicht ohne Wirkung, allein mehr als eine Woche verging, bis die Kämpfe der Hofparteien mit dem Siege Wittes endeten. Die inzwiſchen wärende völlige Unſicherheit darüber, wer bei Hofe die Oberhand behalten würde, ließ aber die ſtaatliche Adminiſtration allen Orten mit Ausnahme Petersburgs, wo Trepow die Zügel in der Hand hielt, in vollſtändige Apathie verſinken, wodurch den Leitern des „Bundes der Bünde" völlig freie Bahn gegeben wurde. Zunächſt wurden in allen großen Städten die Setzer veranlaßt, zu ſtreiken, nur das Organ des „Bundes" erſchien; dann wurde der Streik auf allen Eiſenbahnen proklamiert und zum großen Teil auch alle Telegraphenverbindungen unterbrochen, bis endlich in der letzten Oktoberwoche der Generalſtreik proklamiert wurde, dem ſchließlich auch der größte Teil der Bureaukratie ſich anſchloß, während in den Städten im Innern des Reiches ſich proviſoriſche revolutionäre Regierungen bildeten. Dieſe Erſcheinungen gaben ſchließlich bei Hofe den Ausſchlag zu Gunſten Wittes. Ein kaiſerlicher Befehl betraute ihn mit der Bildung eines Miniſteriums und ein Manifeſt verkündete folgende drei Punkte als den unabänderlichen Willen des Zaren:

1. ſind der Bevölkerung die unerſchütterlichen Grundlagen der bürgerlichen Rechte zu geben, gegründet auf der tatſächlichen Unverletzlichkeit der Perſon, der Freiheit des Glaubens und des Wortes, der Vereins- und Verſammlungsfreiheit;

2. ſind ohne Unterbrechung der früher für die Staatsduma angeordneten Wahlen, ſoweit es die Kürze der bis zur Einberufung der Duma zur Verfügung ſtehenden Zeit erlaubt, alle jenen Volksklaſſen, welche jetzt vom Wahlrechte ausgeſchloſſen ſind, zur Teilnahme an der Duma zu berufen, wobei die Ausgeſtaltung des Prinzipes des allgemeinen Wahlrechtes der Regelung durch die neue geſetzgebende Körperſchaft überlaſſen wird;

3. iſt als unumſtößlicher Grundſatz auszuſprechen, daß kein Geſetz ohne Zuſtimmung der Staatsduma Geltung erlangen kann und daß den Erwählten des Volkes die Möglichkeit der wirklichen Teilnahme an der Überwachung der Geſetzmäßigkeit der Handlungen der von uns eingeſetzten Behörden gewährleiſtet werde.

Zunächst meldete der Telegraph Freudenkundgebungen aller Art, bald zeigte sich jedoch, daß die Krise noch keineswegs überstanden war. Sei es, daß der revolutionären Leitung auch dieses Manifest des Zaren noch zu dürftig war, obgleich es mehr gewährt, als Rußland in absehbarer Zeit ertragen und gebrauchen kann — sei es, daß der „Bund" die revolutionäre Organisation nicht mehr beherrschte und der Pöbel die Macht, die die letzten Oktobertage ihm in die Hand gespielt hatten, nicht ohneweiters wieder aufgeben wollte — kurz, den ersten beruhigenden Nachrichten folgten bald Hiobsposten, die von neuen Straßenunruhen meldeten. Eine blutige Welle ergoß sich wieder über die Städte Mittel- und Südrußlands. In revolutionären Versammlungen wurde die Republik proklamiert, Bilder des Zaren wurden zerrissen und geschändet, Dankprozessionen überfallen und in Odessa verkündeten die jüdischen Emissäre des Bundes in Wort und Schrift den Beginn eines jüdischen Reiches. Hier setzte nun sofort die Konterrevolution ein, gestützt auf die breiten Massen des russischen Volkes. Dem Terreur der Revolutionäre folgte ein erbitterter Vernichtungskrieg des russischen Nationalismus gegen sie. Um die blutigen Szenen zu begreifen, die sich in Odessa, in Tomsk, in Kiew und anderen Orten abspielten, muß man an das ganz eigentümliche Verhältnis denken, das zwischen dem russischen Volke und dem Zarentum besteht. So lange die Revolution sich gegen die Bureaukratie richtete, war alles einig: in dem Augenblick aber, wo die Agenten des Bundes der Bünde diese Linie verließen und sich gegen die Person des Zaren wendeten, ihn schmähten, seine Bilder besudelten und schließlich, berauscht von ihren bisherigen Erfolgen, die Austreibung der „russischen Hunde" ankündigten, wie das ein Dr. Ratner in Kiew von Balkon der Stadtduma aus gesehen hat, da stürzte sich die Menge besinnungslos auf die Leute. Daß die Behörden da nicht sofort mit allem Nachdrucke eingriffen, ist nicht wunderbar, warum sollten sie die Revolutionäre schützen, die alle früheren Aufstände organisiert und geleitet hatten! Wenn besonders die englische Presse diese Kontrerevolution als ein Werk der reaktionären Hofpartei bezeichnet, die sich dabei der „schwarzen Hundertschaften", einer Art organisierten Mobs bedient habe, so gehört das in das Reich politischer Fabeln. Solch gewaltsame Erklärungsversuche sind ganz unnötig, wo es sich um Erscheinungen handelt, die bisher in allen Revolutionen eingetreten sind, und die nichts anderes sind, als eine natürliche Reaktion. Witte hätte sie sicher verhindert, wenn es in seiner Macht gelegen hätte, allein ebenso wie der staatliche Verwaltungsapparat

gegenüber dem „roten Schrecken" versagt hatte, versagte er auch gegenüber dem „schwarzen Schrecken". Im übrigen scheint sich die Provinz seit dem etwas beruhigt zu haben. Die russische Intelligenz hatte das kaiserliche Manifest insofern mit Mißtrauen entgegengenommen, als sie an den Ernst der Kundgebung nicht recht glaubte. Witte fühlte, daß ein sichtbares Zeichen für die tatsächliche Änderung des Kurses notwendig sei und darum wurde die Enthebung des Großfürsten Wladimir und des Generals Trepow betrieben, galt letzterer doch einmal in der Öffentlichkeit als die reaktionäre Vogelscheuche. Gleichzeitig gelang es Witte nach vielen Mühen, ein Kabinett zu stande zu bringen, in das einzutreten sich jedoch Fürst Trubetzkoi weigerte, da die von ihm geführte Partei der Fortschrittler an einen längeren Bestand des Kabinetts nicht glauben will; ein ganz törichter Doktrinarismus, der deutlich beweist daß die russischen Liberalen selbst noch regierungsunfähig sind. Wären sie praktische Politiker, so müßten sie ein billiges Kompromiß in einem Augenblicke vorziehen, wo die sozialrevolutionäre Partei kein Hehl aus ihrer Absicht macht, das Zarentum zu zerschlagen und auf seinen Trümmern eine föderative Republik aufzurichten. Wie es heißt, wollen die Sozialrevolutionäre die zu wählende Reichsduma zwingen, auf Grund des allgemeinen Stimmrechtes eine Volksabstimmung über die Regierungsform herbeizuführen.

Kommt die russische Intelligenz nicht zur Besinnung, dann ist Gefahr vorhanden, daß dieses phantastische Projekt feste Gestalt gewinnt, denn nur wenn die Intelligenz sich rückhaltslos von den Sozialrevolutionären trennt und Witte unterstützt, wird es diesem gelingen, die russische Revolution in die Bahnen der Reform zu leiten. Die blutige Matrosenrevolte, die unmittelbar nach dem Rücktritte Trepows in Kronstadt ausbrach, sollte für die russische Intelligenz ein deutliches Memento sein, sich nicht eigensinnig abseits zu stellen. Finnland hat Anfang Oktober mit einem Schlage seine alten Freiheiten wiedergewonnen, und aus Warschau kam die Nachricht, daß beabsichtigt sei, Polen dieselbe Autonomie wie Finnland zu gewähren; allerdings folgte dieser Nachricht auf dem Fuße die Verhängung des Kriegszustandes über Polen, und das läßt erraten, daß die Nationalisierung der Revolution im ehemaligen Königreiche Polen bereits soweit gediehen ist, daß man in Petersburg ernsthaft die Losreißung dieses Gebietes besorgt.

Ebenso wie im Osten so ist auch im Westen noch keine Klärung eingetreten. Die anglophilen Elemente in Frankreich waren in den

letzten Wochen eifrig an der Arbeit, Herrn Rouvier das Wasser abzugraben. Die erste politische Abstimmung in der Kammer ergab zwar eine große Mehrheit für das Kabinett; allein auch die Rechte hatte im Sinne der Regierung gestimmt. Hier setzten nun die Anhänger Delcassés ein: der Block sollte rekonstruiert werden, um Herrn Delcassé wieder zu Ehren zu bringen. Die Sozialisten fühlten das Gefährliche dieses Beginnes; allein Jaurés ließ sich doch verleiten, freilich unter Ablehnung der Delcasséschen äußern Politik, das Kabinett Rouvier wegen seiner inneren Politik zu bekämpfen. In der Sitzung am 10. November sollten die Bomben zum Platzen kommen. Die Linke schrie, daß sie einem Kabinett nicht vertrauen könne, das die Unterstützung des Zentrums und der Rechten genieße, Rouvier antwortete, er sei entschlossen, mit einer republikanischen Majorität zu regieren. Berteaux, der ehemalige Börsenagent, dem seine Millionen und die Sozialisten zum Portefeuille eines Kriegsministers verholfen hatten, demissionierte in offener Sitzung, allein die Kammer entschied schließlich mit 310 gegen 147 Stimmen für Rouvier und damit war der erste Sturm Englands und seiner Freunde in der französischen Kammer gegen Rouvier abgeschlagen. Die Gefahr, die jenseits des Kanals droht, ist damit noch keineswegs beseitigt, davon kann erst dann die Rede sein, wenn Rouvier es gelingt, das Zentrum der Kammer, die gemäßigten Republikaner fest in die Hand zu bekommen und damit die Möglichkeit einer zufälligen Koalition zwischen den Sozialisten und den Nationalisten, deren Politik immer unverständlicher wird, zu beseitigen.

Julius Patzelt.

Zu beiden Seiten der Leitha.

Am 28. Oktober hat der ungarische Ministerpräsident Frh. v. Fejervary vor einer Abordnung der Ofener Wähler sein Programm entwickelt. Mit Ausnahme eines einzigen Punktes, nämlich einer neuen Konzession auf militärischem Gebiete (sukzessive Einführung der magyarischen Regimentssprache), hat es keine Überraschung gebracht. Es bewegt sich durchaus im Ideenkreise des magyarischen Nationalstaates, dem es vor allem durch die rücksichtslose Magyarisierung der Volksschule dienen will. Der ungarische Minister des Innern, Herr Kristoffy, der eigentliche Verfasser des Fejervaryschen Programms, hält an der Mög-

lichkeit, Ungarn zu einen national magyarischen Staate zu entwickeln, fest, und darum nimmt er auch an dem Prinzipe des allgemeinen und gleichen Wahlrechts insofern eine Korrektur vor, als er verspricht, durch eine zweckmäßige Einteilung der neuen Wahlkreise, also durch Wahlgeometrie höheren Stils eine Verschiebung des nationalen Kräfteverhältnisses im Parlamente zu verhindern. Kristoffy sucht also die Lösung der ungarischen Krise nicht in der politischen Befreiung und Organisierung der Nichtmagyaren Ungarns, sondern in einer anderen Richtung. Nicht die Wahlreform an sich, sondern die Verstaatlichung der Komitatsverwaltung bildet den Kernpunkt des Kristoffyschen Programms; in der weitgehenden Autonomie der Komitate will er die Macht der bisher in Ungarn herrschenden Klasse, des hohen und des niederen Adels, an der Wurzel treffen. In allen Konflikten dieser Oligarchie mit der Krone und dem Reichsinteresse bildeten die Komitate die Zentren, wo sich der Widerstand organisierte und darum ist es kein Wunder, daß bisher alle Versuche einer Verwaltungsreform scheiterten, weil die herrschende Klasse, d. h. Majorität und Minorität des ungarischen Reichstages die alte Komitatsverfassung als das Bollwerk der ungarischen Freiheit, d. h. ihrer eigenen Herrschaft, mit Zähigkeit verteidigte.

Eine Reihe sozialer Reformen, von zum Teil ausgesprochen staatssozialistischen Charakter, soll die Öffentlichkeit für die Kristoffysche Verwaltungsreform gewinnen, allein es läßt sich schon jetzt mit Bestimmtheit sagen, daß alle diese Reizmittel nicht stark genug sein werden, um ein Heer von Wählern um die Regierung zu sammeln, das stark genug wäre, die oppositionelle Koalition im Parlamente zu sprengen, oder sie auf dem Felde der Wahlschlacht zu schlagen. Aber selbst wenn es dem gegenwärtigen ungarischen Ministerium gelingen sollte, bei Neuwahlen einen Sieg zu erringen, so wäre damit immer noch nichts gewonnen, weil die Opposition immer noch stark genug wäre, durch Obstruierung die Durchführung des Programmes der Regierung auf verfassungsmäßigem Wege zu hindern. Andere als verfassungsmäßige Mittel will jedoch die Krone nicht anwenden und daraus geht hervor, daß im Mittelpunkt der ungarischen Politik, der Hofburg, immer noch die Hoffnung besteht: die Opposition werde sich durch die Zurüstungen des Kabinetts Fejervary doch noch zu einem Kompromiß bestimmen lassen.

Die Neigung hiezu ist wohl auch auf ungarischer Seite vorhanden. Die mit Einwilligung Kossuths in einem Wiener Blatte begonnene Kam=

pagne für eine Verständigung von Parlament zu Parlament zeigt deutlich, daß man in den Kreisen der ungarischen Opposition ganz gern diesen Weg beschreiten würde, und zwar ganz nach dem Muster der Verhandlungen in den Jahren 1865 bis 1867, wo Magyaren und Deutsche die 1867er dualistische Verfassung vereinbarten. Zum Teil erklärt sich diese Bereitwilligkeit der Magyaren, sich mit den Deutschen zu verständigen aus der Tatsache, daß ihre Erwartung die Gesamtheit der Südslawen auf ihrer Seite zu sehen, sich nicht verwirklicht hat. Die hauptsächlich von oppositionellen kroatischen Abgeordneten Dalmatiens beschlossene Fiumaner Resolution hat in der südslawischen Welt kein Echo gefunden und so fördern Kossuth und Genossen die Idee einer Verständigung mit den Deutschen Österreichs in der ganz richtigen Annahme, daß das Magyarentum ohne Bundesgenossen nicht im stande ist, seine nationalen Forderungen gegen den Willen der Krone durchzusetzen. Die öffentliche Erörterung dieses Planes hat aber insofern bereits seine ganze Aussichtslosigkeit klargestellt, indem sie keinen Zweifel darüber ließ, daß ein Akkord zwischen Deutschen und Magyaren unmöglich ist, weil diese nur zu einer solchen Revision des 1867er Ausgleichs zu haben sind, die Österreich wiederum zum gebenden, Ungarn aber zum empfangenden Teil machen würde. Es ist möglich, daß sich auch das Abgeordnetenhaus in seiner Herbstsession, wie schon im Februar d. J. gelegentlich der Beratung des bekannten Antrages des Abgeordneten Derschatta, mit der Idee einer direkten Verständigung zwischen beiden Parlamenten befassen wird, allein ganz abgesehen davon, daß die Herbstsession nur von sehr kurzer Dauer sein wird, dürfte sie nahezu vollständig von der Erörterung der Wahlreformfrage ausgefüllt werden, die infolge der Ereignisse in Ungarn und in Rußland auch in Österreich eine gewisse Aktualität erlangt hat.

Bereits in der verflossenen Session kam sie in Gestalt von Dringlichkeitsanträgen im Abgeordnetenhause zur Erörterung. Die Regierung erklärte damals, keine prinzipielle Gegnerin einer Erweiterung des Wahlrechtes zu sein, doch stellte sie gewissermaßen die Bedingung, daß vorher die Nationalitätenfrage geordnet werden müsse. Der Dringlichkeitsantrag auf Einführung des allgemeinen gleichen Wahlrechtes erhielt damals nach einem sehr warmen Plaidoyer des Abgeordneten Dr. Lueger zwar nicht die qualifizierte Mehrheit, wohl aber die absolute Majorität. Während seitdem in den Landeshauptstädten zahlreiche sozialdemokratische Straßendemonstrationen zu Gunsten der

Wahlreform stattfanden, brachten die Christlichsozialen in mehreren Landtagen Anträge ein, in denen die Regierung aufgefordert wurde, das allgemeine gleiche Wahlrecht einzuführen, seine Ausübung an den Nachweis mehrjähriger Seßhaftigkeit zu binden, durch ausreichende Strafbestimmungen die Freiheit der Wahl zu gewährleisten und das allgemeine Wahlrecht durch die allgemeine Wahlpflicht wirksam zu ergänzen. Als es nun anfangs November in Wien und Prag zu groben Ausschreitungen sozialdemokratischer Demonstranten kam, in Wien von der sozialdemokratischen Parteileitung, der kurz vorher auf dem sozialdemokratischen Parteitag Lässigkeit und Lauheit vorgeworfen worden war, in Prag aber von den tschechischnationalen Sozialisten arrangiert, da ließ die Regierung erklären, daß sie bereit sei, der Frage der Wahlreform näherzutreten.

Aus einer Reihe von Gründen, die noch zu erörtern sein werden, glauben wir kaum, daß die Einführung des allgemeinen und gleichen Wahlrechtes bereits in greifbare Nähe gerückt sei, jedenfalls aber wird die Sache auf der Tagesordnung bleiben; die Parteien werden Stellung nehmen müssen und darum ist eine Erörterung der wahrscheinlichen Wirkungen des allgemeinen und gleichen Wahlrechtes in nationaler, politischer und wirtschaftlicher Beziehung am Platze.

In dem heutigen Abgeordnetenhause werden 5480 Großgrundbesitzer durch 85 Abgeordnete, 591 Handelskammerwähler durch 21 Abgeordnete, 394.196 städtische Wähler durch 118 Abgeordnete und 1,490.659 ländliche Wähler durch 129 Abgeordnete repräsentiert, während die 5,018.217 Wähler der fünften allgemeinen Wählerklasse durch 72 Abgeordnete vertreten werden. Durch Einführung des allgemeinen gleichen Wahlrechtes würden die vier erstgenannten privilegierten Wählerklassen aufgelöst und ihre 353 Mandate der bisherigen fünften Kurie zugewiesen, die in Zukunft also alle 425 Mandate zu vergeben hätte. Es fiele also auf etwa 12.000 Wähler, beziehungsweise auf 60.000 Einwohner 1 Abgeordneter.

Gegenwärtig besitzen im Abgeordnetenhause die Deutschen 198, die Tschechen 84, die Polen 70, die Ruthenen 11, die Slowenen 16, die Serbokroaten 10, die Italiener 18, die Rumänen 5 und die Sozialdemokraten 10 Mandate.

Würde nun das allgemeine gleiche Wahlrecht allen über 24 Jahre alten männlichen Personen ohne Rücksicht auf die Kenntnis des Lesens und Schreibens erteilt, so fielen auf

Wähler:		Mandate:
2,413.906	Deutsche	170
1,388.576	Tschechen	99
912.118	Polen	62
766.008	Ruthenen	47
283.584	Slowenen	19
167.822	Serbokroaten	12
172.559	Italiener	13
44.076	Rumänen	3

Bindet man jedoch die Ausübung des Wahlrechtes von der Kenntnis des Lesens und Schreibens, so fallen auf

Wähler:		Mandate:
2,225.024	Deutsche	210
1,325.000	Tschechen	118
483.224	Polen	44
177.334	Ruthenen	17
190.529	Slowenen	18
46.127	Serbokroaten	4
143.794	Italiener	13
7.434	Rumänen	1

Selbstverständlich ist das ein Idealbild, dem die Wirklichkeit nicht entsprechen wird, da einerseits bei den Wahlen nationale Minoritäten unterdrückt werden, andrerseits aber auch wirtschaftliche Momente die nationale Gliederung durchkreuzen. In ersterer Beziehung käme insbesondere Mähren in Betracht, wo Deutsche und Tschechen stark durcheinander geschoben sind, und zwar in einer für die Deutschen ungünstigen Weise, so daß von den 21 Mandaten, die die Deutschen in Mähren besitzen, wohl die Hälfte verloren gehen würde. Inwieweit aber das wirtschaftliche Moment die nationale Verteilung der Mandate beeinflussen würde, darüber gibt bis zu einem gewissen Grad die berufliche Schichtung der Wählerschaft Aufschluß.

Von den männlichen Einwohnern Österreichs gehören in die Klasse

der Landwirtschaft	6,646.199
der Industrie	3,680.074
des Handels und Verkehrs	1,224.046
der öffentlichen Dienste	1,302.374

Von diesen sind 4,625.468 des Lesens- und Schreibens kundig und über 24 Jahre alt, die „selbständigen“ berufstätigen (3,138.963) dürften nahezu zur Gänze Wähler und den nichtsozialdemokratischen Parteien

zuzuzählen sein. Schätzen wir aber die wahlberechtigten und nicht sozialdemokratischen Selbständigen nur auf 3·1 Millionen, so bleiben noch 1,628.466 Wähler übrig. 38.963 haben wir schon als Sozialdemokraten ausgeschieden. Beachtet man nun, daß von Arbeitern und Taglöhnern über 24 Jahren beschäftigt werden

in der Landwirtschaft	924.000
„ „ Industrie	750.000
im Handel und Verkehr	181.000
in öffentlichen Diensten	65.000

so kann man (die Analphabeten kommen hier nicht in Abzug) ungefähr annehmen, daß von den 1,489.503 nicht selbständigen Wählerexistenzen höchstens 700.000 der Sozialdemokratie zuzuzählen sind. Die größere Zahl der Analphabeten fällt allerdings auf die landwirtschaftlichen Arbeiter, allein soweit diese wahlberechtigt sind, stehen sie wohl nur zum allergeringsten Teile im sozialdemokratischen Lager, während die letzten Wahlen in der fünften Kurie bewiesen haben, daß auch die in der Industrie und im Handel und Verkehr beschäftigte Arbeiterschaft wohl zur Mehrheit, aber keineswegs ganz zur sozialdemokratischen Fahne schwört. 700.000 Wählerstimmen würden ungefähr 64 Mandaten entsprechen, allein — wenn, wie es beabsichtigt wird — der Wahlzwang eingeführt wird, mithin alle bürgerlichen Wähler zur Wahl gehen müssen, dann darf angenommen werden, daß weitaus die Mehrheit dieser 700.000 sozialdemokratischen Stimmen als Minoritäten wirkungslos bleiben. Nur in reinen ländlichen Industriebezirken wie in den mährischen und böhmischen Kohlenbezirken werden Sozialdemokraten glatt gewählt werden und es ist anzunehmen, daß das allgemeine gleiche Wahlrecht ihnen kaum mehr als 20 Mandate bringen wird, wenn durch scharfe strafrechtliche Bestimmungen jedem Terrorismus beim Wahlakte vorgebeugt wird und das allgemeine Wahlrecht durch die allgemeine Wahlpflicht ergänzt wird. Hat doch erst die letzte Ergänzungswahl in der allgemeinen Wählerklasse Reichenbergs gezeigt, daß der Sozialdemokrat Dr. Adler unterlegen wäre, wenn die bürgerlichen Parteien auch nur ein Drittel derer, die sich an der Wahl nicht beteiligten, zur Urne gebracht hätten.

Die Einführung des allgemeinen und gleichen Wahlrechtes würde also die sozialdemokratische Vertretung im Parlamente nur unwesentlich verstärken, dagegen in anderer Beziehung eine tiefgehende Veränderung bewirken. Die Land- und Forstwirtschaft zählt heute rund 1,906.265 selbständige Berufstätige; davon dürften mindestens 1,600.000 über

24 Jahre und des Lesens und Schreibens kundig sein, das sind ungefähr 35 Prozent aller Wähler; rechnet man hinzu, daß diese ländlichen Wähler infolge ihrer gleichmäßigen Verteilung mindestens 15 Prozent der anderen Wähler entweder an sich ziehen oder paralysieren, so kommt man zu dem Ergebnisse, daß das allgemeine gleiche Wahlrecht in Österreich eine ungemein starke agrarische Vertretung in das Parlament bringen wird. Auch heute entsenden die Landbezirke 129 und der Großgrundbesitz 85 Abgeordnete in das Abgeordnetenhaus, die also die Mehrheit bilden; allein in Zukunft wird der kleine und der mittlere Grundbesitz in der agrarischen Vertretung vorherrschen und die bäuerlichen Abgeordneten zu eine weit kompakteren agrarischen Masse zusammenfassen.

Ebenso dürften auch die Gewerbetreibenden von der Einführung des allgemeinen gleichen Wahlrechtes profitieren, da die bisherigen 21 Handelskammermandate ausschließlich ihnen zu gute kommen werden. Das allgemeine und gleiche Wahlrecht würde also in wirtschaftlicher Beziehung eine erhebliche Stärkung des Einflusses der mittleren produzierenden Klassen, des Bauern- und Handwerkerstandes bringen. Sofern seine Ausübung die Kenntnis des Lesens und Schreibens voraussetzt, würde es aber in nationaler Beziehung mit der einzigen Ausnahme Galiziens gar keine Veränderungen in der nationalen Gruppierung im Abgeordnetenhause bewirken; nur in Galizien würde das Polentum eine erhebliche Einbuße zu Gunsten der Ruthenen erleiden.

Theater.

Wohl ist die Saison bereits in vollem Gange, doch hat sie in den Schaubühnen bis jetzt an Neuem kaum Nennenswertes zu Tage gefördert. Die Erstlinge des Theaterjahres gelten ja immer als Kanonenfutter, aber diesmal sinds ihrer doch zu viele. Wohin man blickt, Burgtheater, Volkstheater, Raimundtheater, nichts als Nieten. Die Theaterdirektoren müssen die massenhaften Gefälligkeitsakzepte, die sie in der Vorsaison einlösen, ziemlich teuer bezahlen. Aber durch Schaden wird man klug. Vielleicht trägt der bis ins Unerträgliche gesteigerte Übelstand, wertlose Stücke aus rein persönlichen Gründen aufzuführen, dazu bei, daß endlich der Unsitte, an jeder Bühne jede Woche ein schlechtes Stück, mehr schlecht als recht zum Durchfalle vorzubereiten, gesteuert wird.

Das Burgtheater brachte als Einleitung zwei solcher, in schwachen Stunden angenommener Komödien französischen Ursprungs, „Das Rätsel“ von Hervieu und „Der Schleier des Glückes“ von Clemenceau. Es sind Eintagsprodukte, Nichtig-

keiten feuilletonistischen Charakters, denen der Vorzug, an der ersten deutschen Bühne aufgeführt zu werden, nie hätte zuteil werden sollen. Mit dem, was später kam, steht es nicht viel besser. „Klein Dorrit" von Franz von Schönthan war ausersehen, ähnlich wie „Quality street" als eine Art Komtessenstück „für harmlose Unterhaltung" und für die Kasse zu sorgen. Den Erfolg, den Barries idyllisches, friedliches und ein wenig spießbürgerliches Lebensbild aus Alt-England errang, hat den spekulativen Kopf Franz von Schönthan auf die Idee gebracht, einen bewährten Kollegen, nämlich Dickens, um einen Stoff anzupumpen und diesen für die Bühne und sentimentalische Anforderungen herzurichten. Diesen Stoff bot ihm der breit angelegte und umständlich charakterisierende Roman von „little Dorrit" Aber leider hat er daraus nur die äußeren Elemente, Kostüme und Lokale genommen und das wesentliche, die Kennzeichnung des seltsamen Gemisches von Würde, Ansehen, Schäbigkeit und Erniedrigung bei den Dorrits im Schuldturme von Marshalsea ganz oberflächlich behandelt. Aus Dickens ist reiner Schönthan geworden, der Schönthan der Blumenthal-Koppel-Ellfeldschen billigen Lustspieltechnik, die zuletzt in dem elenden Boulevardstücke „Maria Theresia" ihre traurigen Triumphe feierte. Daß die groben und banalen Effekte dieses Genres die zarte und feinverzweigte Gemütsschilderung Dickens grausam verwischen mußten, erklärt sich von selbst. Aber Schönthan hat diesesmal auch kein haltbares Theaterstück zuwege gebracht. Den „großen" Szenen des alten Häftlings bei seiner Freilassung und der beherzten kleinen Amy in der Apologie für ihren Vater fehlte die Resonanz der dramatischen Vorgänge und Charakterentwicklungen; sie blieben Solostücke. Zudem zeigten auch die Darsteller, Herr Thimig und Frau Retty, ein gewisses Unbehagen; Herr Thimig, weil er sich der Aufgabe, zu charakterisieren, gegenüber hilflos sah, Frau Retty, weil sie lediglich Tiraden zu sagen hatte, die mit der Kinderseele Klein Dorrits nichts zu schaffen haben.

In die höchsten Regionen des modernen Gesellschaftsdramas strebt Schnitzler mit seinem „Zwischenspiel", das kühl, fast geringschätzig abgelehnt wurde. Es ist auch eines der schwächsten Stücke dieses Autors. Schnitzler will darin eine Menge beweisen, Dinge, die sich zum Teil von selbst verstehen, zum anderen Teil nicht beweisen lassen. Daß eine Ehe, lediglich als Kameradschaft bestehend, nicht haltbar ist, bedarf kaum einer seriösen Argumentation und ist als Lustspielthema schon oft mit Glück abgewandelt worden; daß eine Frau zuerst durch die Tat einwilligt, diese Kameradschaft wieder in eine Ehe umzuwandeln und unmittelbar hinterher die Fortführung dieser Ehe verweigert, das wird Schnitzler trotz der Sophismen des Dialogs niemand glauben. Dieser Dialog ist in dem Stücke alles; es ist ein Dialog an sich, ohne lebenskräftige Menschen, die dahinterstehen und ihn bewirken. Vielleicht wollte Schnitzler zeigen, wie einer seine Frau verliert, weil er sie in einer übel gedeuteten Anwandlung in die Freiheit entlassen hat und dann nicht mehr gewinnen kann, weil sie in dieser Freiheit eine andere geworden ist, weil ihr dieselbe eine Umwertung ihres ganzen Wesens zur Ehefremdheit bedeutet hat, während sie ihm nur ein „Zwischenspiel" war. Aber um diesen Gedankengang klar auszuarbeiten, hätte der ganze Kameradschaftshandel, hätte die Einführung der albernen Figur des Fürsten entfallen müssen, hätte vor allem im Wege des Bühnenerlebnisses gezeigt werden müssen, was aus der Gattin und Mutter die Abenteuerin macht, ein Moment, der Angelpunkt der Katastrophe, den Schnitzler mit ein paar Phrasen eher verschleiert als markiert. So wie Schnitzler es auf die Bühne stellt, ist das

Zwischenspiel ein chaotisches, verworrenes Wortgefecht, aus dem niemand klug wird, niemand Eindrücke und Überzeugungen gewinnt, eine mit Gesten rezitierte, langweilige und unglaubwürdige Novelle. In der Darstellung war demgemäß natürlich auch nichts zu holen: Herr Kainz und Frau Witt konnten nicht mehr als eine stellenweise stärker pointierte, aber im ganzen alltägliche Konversation ohne Austragung wirksamer Konflikte durchführen.

Im Deutschen Volkstheater, das sein Personale um einige sympathische und begabte Schauspielerinnen, den Damen Galafrés, Hannemann und Paula Müller bereichert hat, versagten bisher alle Neuheiten und zwar ziemlich kläglich. Hervorzuheben und innerlich nicht wertlos wäre nur „Pastors Rieke" von Erich Schlaikjer, eine hübschempfundene, aber matt komponierte Weltverbessererkomödie. Der Versuch Rudolf Lothars, in seinen „Rosentemplern" das Freimaurerzeremoniell ähnlich zu einem Geschäftsstücke zu verwenden, wie Ohorn in seinen „Brüder von St. Bernhard" das Klostermilieu benützt, ist gründlich zurückgewiesen worden. Das Stück wirkt beschämend und beleidigend durch die unglaublichen Flachheiten und gedankenlosen Reporterphrasen, in denen der Verfasser „dichtet" und den aphoristischen Dialog Ibsens imitiert. In einer Aufführung von Kleists „zerbrochenen Krug" offenbarte der neue Regisseur Vallentin sorgfältige Arbeit und Tüchtigkeit, vermochte aber dem rustikal-satirischen Werke nicht zu helfen, da es den Darstellern an dem wichtigsten Elemente, der Komik, gebrach. Eine Wiederholung von Ibsens „Rosmersholm" scheiterte an der völligen Unzulänglichkeit der beiden Hauptdarsteller, Jensen als Rosmer, Fräulein Wallentin als Rebekka.

Noch trauriger sieht es im Raimundtheater aus; dort wurden überhaupt nur ganz minderwertige Possen und schlechte Volksstücke gegeben, deren eines, „Irdische Richter" von Weil gerade das Gegenteil eines wirklichen Volksstückes ist. Als Retter in der Not berief man den — Böhm aus Amerika, und da das Personale nach dem Abgang der Niese, Thallers, Hommas, Straßmeyers recht bedenklich reduziert ist, Frau Glöckner als Gast. Beide mit geringem Erfolg.

Im Kaiser-Jubiläums Stadttheater, wo das Schauspiel als Lückenbüßer neben der Oper ein kümmerliches Dasein fristet, sowie im Lustspieltheater wurden neben unbedeutenden auch zwei interessante Stücke gegeben; in Währing Lavedans „Marquis von Priola", eine geistreiche, moderne Don Juan-Paraphrase, und im Prater Strindbergs „Kameraden", das zornige und wuchtige Streitdrama gegen die Emanzipationsgelüste der Frauen.

Im Theater an der Wien lernte man einen Pariser Komiker, Galipeaux, kennen, einen beweglichen, quecksilbernen, grimassierenden Bühnenklown, der mit allen Extremitäten und obendrein mit einem höchst drolligen, bald freundlich geneigten, bald giftig gesträubten Haarschopf seine belustigende Komik besorgt.

Albert Leitich.

Musik.

Die Wiener Hofoper brachte am 4. Oktober als erste Novität der diesjährigen Saison „Die Neugierigen Frauen", eine musikalische Komödie in drei Aufzügen von Ermanno Wolf-Ferrari, Text nach Goldoni von Graf Dr. Luigi Sugana. Die

Oper hat schon viel von sich reden gemacht, sie wurde bereits auf den meisten größeren deutschen Opernbühnen aufgeführt und fand überall die allerfreundlichste Aufnahme, aber nirgends mehr als das, Berlin vielleicht ausgenommen, wo sie mit glänzendem Erfolg ihren Einzug hielt. Auch vernahm man da und dort Stimmen, welche den Komponisten als einen Mozart redivivus priesen und ihm bereits ein Kapitel in der Musikgeschichte zuwiesen. Die Enthusiasten blieben jedoch vereinzelt, die überwiegende Mehrheit und darunter auch die Wiener, nahmen das Werk mit großer Befriedigung entgegen, ohne in der sogenannten „neuen Richtung", die der Komponist einschlägt, eine besondere Offenbarung oder künstlerische Errungenschaft zu erblicken. Schließlich haben das andere Komponisten auch schon versucht und mit nicht geringerem Erfolge als unser Autor. Diese Reaktionsbewegung in der Musik scheint übrigens meiner Ansicht nach dermalen noch verfrüht zu sein. Wir sind noch lange nicht fertig mit dem, was die moderne Entwicklung auszulösen vermag, und ich glaube nicht, daß Strauß, Pfitzner, Schillings usw. als Endpunkte des musikalischen Fortschrittes anzusehen sind. Dazu kommt noch ein zweites. Es mag ja manchem ernst sein mit seiner reaktionären künstlerischen Gesinnung, aber ich möchte doch nicht entscheiden, ob nicht hie und da auch etwas Geschäftsspekulation auf diese Gesinnung befestigend wirkt. Man hört ja so viel klagen von denen, die um 50 Jahre hinterher sind, über die „Auswüchse" der modernen Richtung. Sollte kein Schlaukopf auf die Idee verfallen, diesen zuliebe einmal die Gewässer seiner Kunst durch die schmalen Röhrchen einer älteren Kunstform zu leiten? Nur vergesse er nicht, daß blankes Gold es war, das aus den Händen der alten Meister glitt. Und blankes Gold in der einfachen Fassung eines Mozart wird heuzutage nicht mehr gewonnen. Der Vorrat ist zu sehr erschöpft. Auch dem Autor der „Neugierigen Frauen" scheinen sich hierin die Grenzen seines Könnens fühlbar gemacht zu haben. Wolf-Ferrari ist gewiß ein frisches Talent, er besitzt Stilgefühl und versteht auch sein Handwerk aus dem ff. Daher gelingt es ihm, den glücklich erfaßten Buffoton mit sicherer Hand festzuhalten, und seinen ausgesprochen musikalischen Humor in ein so sauberes orchestrales Gewand zu betten, daß man sich dieser anmutig lachenden Kunst gern gefangen gibt. Alles in diesem Werke ist zusammengefügt aus kleinen, zierlichen Tonbildern, die schalkhaft hüpfend dahintreiben, verstrickt in ein Wirrsal von Harmonien, die den modernen Musiker verraten. Aber die melodische Erfindung ist unbedeutend, die große Linie, der weitausgespannte Bogen fehlt und, wo der Kompromiß zu einer tieferen Wirkung ausholt, macht eitler Popanz sich breit. Aber man unterhält sich und zwar ehrlich und gut. Die Wiener Aufführung bot Ausgezeichnetes. Rollers Szenenbilder, Mahlers sorgfältige Orchesterführung und die ausgezeichnete Darstellung, darunter Haydter, Mayer, Reich, Slezak und Weidemann, die Damen Felser, Forst, Gutheil-Schoder und Kittel verdienen höchste Anerkennung. R. S.

Besprechungen und Notizen.

Geschichte Asiens und Osteuropas. Von Dr. Albr. Wirth. Halle a. S., Gebauer-Schwetschke, 1905. 688 S. — Eine Summe anspruchsvoller, interessereicher Themata liegt in dem Titel „Geschichte Asiens" und zudem noch „Osteuropas" beschlossen. Gehören hiezu doch nicht nur die merkwürdigen Kulturvölker mächtiger Teile des größten Kontinents, um die es sich handelt, deren Gebäuderuinen, Kunsthinterlassenschaft und Schriftdenkmale man als einigermaßen festes Baumaterial verwenden kann. Vielmehr verlangen auch nicht wenige sturmbewegte Völkerwolken, von welchen nur ungenaue Umrisse angedeutet sind, die aber weitgehende historische Umänderungen bewirkten, eine abwägende Würdigung ihrer Erfolge, wenn eine Geschichte des Erdteils gegeben werden will.

Es würde die Kraft eines Mannes übersteigen, wollte er binnen weniger Jahre einem solchen Gegenstande gerecht werden. Allein unser Verfasser hatte bereits vorher in der Darlegung der Vergangenheit großer Gebiete und schwieriger Zeitabschnitte Nordasiens reichliche Arbeit aufgewendet und konnte neu erschließende Unterweisungen über Westasiens vormaliges Völkerleben als erwünschte Erleichterungen verwenden. Insbesondere aber kommt ihm für viele vergleichende Gedanken und für die Gewinnung seines Urteils die beneidenswerte Ortskenntnis zu gute, welche er sich durch Bereisung vieler Gegenden Asiens erwarb, in welche sehr selten europäische Ethnographen oder gar Historiker sich begeben. So konnte denn A. Wirth uns ein ungemein anregendes und mannigfaltig belehrendes Werk über jene Völkergeschichte, von deren nebelartigen Anfängen bis zu den Kämpfen der neuesten Zeit bieten.

Schon nach den gemachten Andeutungen, unter welchen wir jene hervorheben, daß die Darstellung von Beurteilungen und Vergleichungen reichlich durchsetzt sei, ergab sich die Notwendigkeit, alle bekannteren und unbestrittenen Vorgänge und Zustände nur ganz knapp vorzuführen. Zudem war der Verfasser beflissen, wenig genannte, aber erfolgstarke Bewegungen und Völker ausgiebiger der Beachtung zu empfehlen. Daher sehen wir vor allem die großen Aktionen in Ost-, Inner- und Nordasien herausgehoben, soweit sie auf den Westen, hie und da auf den Süden umgestaltend wirkten. Darum finden wir z. B. Völker wie die Toba, zeitweise Herren von Nordchina, oder die Jeujen in Hochasien zum Teil auch in Turan in nicht wenig Zusammenhängen vorgeführt. Allerdings spielt hier auch eine Neigung des Verfassers herein, als lautverschiedene Bezeichnungen eines und desselben Volkes Namen anzuerkennen, die sprachlich gar nichts miteinander gemein haben. Berichterstatter muß schon in diesem Zusamenhang darauf verzichten, gesetzmäßige Lautverschiebungen in annähernd ähnlichem Ausmaße als brauchbar und erweislich anzuerkennen, wie sie Wirth an zahlreichen Stellen hinnimmt oder bewerkstelligt. Z. B. Alanen und As, Angara und Inger (in Ingermanland) als identisch auf Grund der Lautverschiebung zu nehmen, gehört für uns zu den Unmöglichkeiten, wenn auf diese Lautanklänge allein die Gleichheit der Bezeichneten gegründet sein will. Überhaupt halten wir es für ratsam, weit häufiger als W. und andere, auf welche er sich beruft, ein ignoramus in diesen Identifizierungsfragen zu sprechen, als sich eine Namensverwandtschaft zu konstruieren, weil man sie für einen Zusammenhang von geschichtlichen Vorgängen als dienlich anzusehen veranlaßt ist.

Aber auch ohne nach dieser Richtung stets von den Einzelheiten unserer „Geschichte Asiens" überzeugt zu sein, können wir doch den scharfsinnigen Kombinationen gern nachgehen, mit welchen W. die Wanderungen von Völkern oder von Teilen derselben auf Grund bescheidener Spuren über weite Länder hin in fortlaufende Linien zu bringen weiß. Diese seine Arbeit zeigt namentlich auch aufs mannigfaltigste die Erscheinung auf, daß und wie von kleinen, aber entschlossen und unnachgiebig vorgehenden Völkerschaften große Herrschaftsgebilde zuwege gebracht werden. Einer stattlichen Anzahl solcher Vorgänge begegnet man in dieser umfassenden historischen Übersicht.

Umfassend wurde sie unter anderem besonders auch dadurch, daß sie bereits die früheren Zeiten auch der südasiatischen Kultur- und Halbkulturländer teils eigens darlegt, teils in ihrer Verflechtung mit Völkerbewegungen vom Norden her kennzeichnet. Andrerseits aber wird nicht minder die Ära unserer Jahrzehnte, „die Europäerherrschaft", vom Verfasser in ungemein lebensvollen Skizzen und mit geistreicher, oft fast zu kühner Streiflichtverwendung als eine in mannigfachstem Flusse befindliche Entwicklung vorgeführt.

Mit diesem zweiten, kurzen Hauptteile werden uns die Vorgänge der letzten elf bis zwölf Jahrzehnte erörtert. Dies geschieht sowohl mit der Verwertung der Urteile und Ideen, welche sich in Büchern und Broschüren von seiten berufener Politiker und Historiker verschiedenster Nationalität bezüglich der Erlebnisse dieser Zeit hervortraten, als namentlich auch mit der so anregenden, frischen Selbständigkeit des vielgereisten und publizistisch gründlich geübten Verfassers. Seine Auffassung, z. B. der deutschen Stellung gegenüber den heutigen Weltmächten und Rassenströmungen, hervorgegangen aus der Beleuchtung, in welcher W. die Geschichte der großen Staatsgebilde betrachtet, bietet dem Leser eine Beurteilung nach der andern, welche zum Nachdenken reizt. Auch dort, wo der einzelne, wie etwa Berichterstatter bezüglich der objektiven russischen Zukunftsgefahr, dem Autor nur teilweise beipflichten kann, wird von diesem immerhin mit sehr beachtenswerten Hinweisen gearbeitet.

Eine Unsumme von Einzelvorkommnissen hat W. in diesem Werke zur Verwendung gebracht, wobei allerdings die Äußerlichkeit nicht selten beigefügt werden konnte, wo die betreffenden Orte und wer die mit Namen genannten Personen gewesen seien. Aber jenes Wesentliche eines historischen Darstellers, daß er vor allem solche Einzelheiten benütze, welche entweder von kausaler Wichtigkeit sind oder von symptomatischer Bedeutung — dieser Anforderung ist W. in rühmenswerter Weise gerecht geworden. Er hat aber auch in großzügiger Behandlung die völkerpsychologischen Ursachen der Wanderungen und Eroberungen und die staatlichen Zersetzungsprozesse als die Unterströmung erkennen lassen, von welcher die auf der sichtbaren Oberfläche sich abspielenden Vorkommnisse herzuleiten sind und bestimmt werden.

W. Götz.

Morgen- und Abendland. Vergleichende Kultur- und Rassenstudien von Dr. **Adolf Harpf.** Stuttgart. 1905. Verlag von Strecker und Schröder.

Das Aufsuchen von Wechselbeziehungen und der Hinweis auf Verschiedenartigkeiten sind das am meisten belebende Element der Kulturforschung. Sie bahnen Wege aus der starren Wissenschaftlichkeit, deren Dogmen und Hypothesen nur in der engsten Kaste beachtet und verstanden werden, in die Allgemeinheit hinaus. Obwohl kein eigentlicher Kommentar für den Laien, erleichtern sie doch

das Verstehen. Die Arbeit, die sonst der Gelehrte dem Leser überläßt, verrichtet er dabei selbst, ohne daß er von seiner Würde etwas vergibt. Liegt schon in dieser Art der Forschung eine Popularisierung, so wird diese noch erweitert durch einen verständlichen Stil. Die Gelehrten im allgemeinen und die Philosophen im besonderen haben von jeher ihren Stolz dareingesetzt, so zu schreiben, daß sie nur von den engsten Fachgenossen begriffen werden konnten. Je geheimnisvoller, je verworrener Terminologie und Satzbildung ausfallen, desto „wissenschaftlicher" sollen sie sein. Und je mehr Zeit man auf die Entwirrung eines wunderlichen Satzknotens verwendet, desto mehr bewundert man seinen Verfertiger. Kann man gar über den Sinn eines solchen Ungeheuers streiten, dann gilt sein Erzeuger als Genie.

Der Forderung, die in diesen Worten ausgesprochen liegt: ein wenn auch noch so wissenschaftliches Werk müsse jedem wirklich gebildeten Menschen verständlich sein, wird in neuerer Zeit schon mehr Beachtung geschenkt. Man hat eingesehen, daß die höheren Intelligenzkreise ein mindestens ebenso dankbares und verständnisvolles Publikum sind, als die engen Zunftgenossen und man richtet sich danach.

Harpfs neuestes Buch ist ein Muster dieser Art; es ist Wissenschaft, Kulturbetrachtung und Rassenphilosophie, in einer sehr gefälligen, überaus interessanten und auch für den Laien verständlichen Form. Was ich schon wiederholt bei Harpfs Werken anerkennend hervorheben konnte, findet sich auch hier: Das künstlerische Empfinden des Verfassers leuchtet überall durch. Es ist längst der Beweis erbracht, daß die Wissenschaft durch eine künstlerische Betrachtung und Darstellung nur gewinnen kann — ich erinnere nur an Ranke — denn, man mag sagen was man will, die größere von den zwei Schwestern ist doch nicht die Wissenschaft, sondern die Kunst.

Die Anfänge des Buches sind in Harpfs „Aus Heimat und Fremde"*) zu suchen. Seither hat der Verfasser seine Studien erweitert und vertieft. Er führt uns zwischen die großen Prinzipien des Christentums und des Islâm, er schlägt vor uns das Evangelium, die Bibel und den Korân, auf und entwickelt ihre Grundlagen. Er zeigt uns das Wesen, die Lebensbedingungen und -bedürfnisse der Völker, die religiösen und sozialen Anschauungen, die sich aus diesen Elementen ergeben. Er lehrt uns die Rassen- und Zuchtmomente beachten, erklärt uns die Motive der Kulturerscheinungen, entschleiert uns die Seelen der Völker und der Individuen. Wir lernen den ungeheuren Abstand zweier Kulturen kennen, deren eine aus dem Individualtrieb, deren andere aus dem Gattungswillen hervorging. Wir sehen die Wirkung der orientalen und der okzidentalen Ethik plastisch vor Augen. Der Verfasser entwickelt die Gründe des Auseinanderstrebens dieser beiden Welten, zeigt aber auch, daß unsere Denkerrungenschaften schon vor Jahrtausenden ihre Vorläufer hatten, daß die Anfänge des Monismus und des Naturalismus in der Welt- und Kunstanschauung Ach-en-Atens, des Sohnes Amenhotep III., wurzeln. Die volks- und kulturpsychologischen Betrachtungen, die von erklärenden Schilderungen begleitet werden, fallen beim Vergleich nicht immer zu Gunsten des Abendlandes aus. Wir sehen zum Beispiel die vielgeschmähte Polygynie unserer Einehe gegenüber in einem ganz anderen Lichte, als wir bisher gewohnt waren. Auch die Kulturmission, die wir Europäer zu haben glauben, erscheint uns sehr fraglich,

*) Vgl. „Österr-Ungar. Revue", 31. Band, S. 76 f.

wenn wir die Unterredung Harpfs mit dem Schêch der Gama-el-azhar, dem Rektor der hohen Schule in Kairo, anhören, und wir schämen uns förmlich unserer Kulturphrase und Zivilisationsmanie, die nichts anderes als der Ausdruck unseres krassen Egoismus sind.

Vor kurzem hat Binder-Krieglstein in der „Zeit" den „kalten Haß" des Inders gegen den Europäer geschildert und erklärt. Harpf erzählt von der Mißachtung, die für uns der Ägypter hat. Wir werden als freche Eindringlinge betrachtet, wenn wir als Kultur- und Glaubensmissionäre kommen, wenn wir unsere Ansichten den Völkern aufzwingen, die nach ihrem Wesen, ihrer Rasse, ihren Lebensbedingungen Feinde unserer Anschauungen sein müssen. Wir fragen eben nicht nach dem Grunde der Sitten und Anschauungen jener Völker. Sie sind nicht die unsrigen, folglich sind sie „minderwertig". All der Firlefanz europäischer „Kultur" — vielleicht einzig die Reinlichkeit ausgenommen — erscheint uns fast nichtig, wenn wir uns einmal die Mühe nehmen, dem Wesen des „Barbaren" auf den Grund zu gehen. Unser Ideal ist das Emporarbeiten des Individuums aus der Masse. Das liegt in unserer Rasse, wie es in der Rasse des Orientalen liegt, seinen Lebenszweck in der Massenmitgliedschaft zu sehen. Rassenmerkmale lassen sich aber nur sehr schwer übertragen. Unser Kulturgeist bleibt darum jedem anderen überlegen. Das „pflanzenartige Vegetieren" des Orientalen ist uns fremd. Ob wir darum besser daran sind, ob uns ein Sieg im Wettrennen mit aller Mühsal und Erschöpfung mehr Befriedigung gewährt, als dem Orientalen ein einziger „Kêf" — das potenzierte „Dolce far niente" — das bleibt Ansichtssache.

Nur eins ists, auf das wir stolz sein können: Die vorgeschrittene Erkenntnis des Wesens und Werdens. Wir versumpfen nicht in dem ekeln Wust von Aberglauben und Stumpfheit. Und mag die Frucht vom Baume uns noch so verhängnisvoll werden, so hat sie uns doch auf die denkbar höchste Entwicklungsstufe gehoben; am Ende der Reihe steht nicht der „Mensch", sondern der arische Denker. Und für diese Errungenschaft kann uns der Preis, den wir für sie zahlen müssen, nicht zu hoch sein.

Karl Huffnagl.

Für die Redaktion verantwortlich: Julius Habermann.
Buchdruckerei der Manzschen k. u. k. Hof-Verlags- und Universitäts-Buchhandlung in Wien.